

I  
324.221

UNIVERSITÄTS  
WIEN  
BIBLIOTHEK

Neue  
Jugend-Bibliothek  
von  
J. Glas.

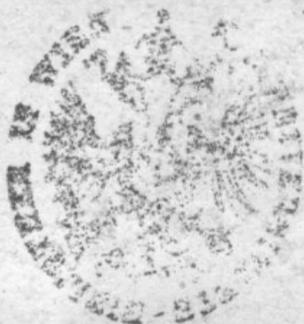
Nro. 1132  
Unentgeltliche Leihbibliothek für  
invalide und kranke Kaiserlicher und  
Landessöhnen.  
Begründet vom k. k. Central-  
Radecky-Verein.  
Buchspender: *Wittmann in Wien*







13





*Loop. Deyer sc.*

Neue  
**Jugend - Bibliothek**

oder

belehrende und angenehme

**U n t e r h a l t u n g e n**

für die

Jugend beyderley Geschlechtes;

z u r

Bildung und Beredlung ihres Geistes und Herzens.

---

Von

**J a k o b G l a t z ,**

k. k. Consistorial-Rathe.

Drittes Bändchen.

---

Neue wohlfeile Ausgabe.

---

**Wien. — 1835.**

In Friedrich Volke's Buchhandlung.

*C. Volke*

I

324221



5/XII.05. Gesch. 2 Unt. Bibl  
und  
Umschreibung.

---

I.

Rückerinnerungen an eine Reise von Schne-  
pfenthal nach Ungarn; gemacht im J.  
1804 von dem Herausgeber dieser Ju-  
gend-Bibliothek.

(Beschluß.)

---

W i e n .

**V**on Prag reiste ich mit der Deligence nach  
meinem Bestimmungsorte, nach Wien, ab.  
Ich enthalte mich aller Bemerkungen über die-  
se Reise. Je mehr wir uns der Kaiserstadt nä-  
herten, desto schlechter wurde der Weg, und  
desto elendere Pferde wurden dem geräumigen,  
wohl verschloßnen Wagen vorgespannt, in wel-  
chem es sich ziemlich bequem reisen läßt. Um

größerer Sicherheit willen waren demselben zwey bewaffnete Soldaten beygegeben, die in einem Beywagen fuhren. Wir hatten durchgängig Chaussee. Es scheint mir, als wären alle Oestreichischen Chausseeen zu breit angelegt, und als würde für die fleißige Ausbesserung derselben nicht die gehörige Sorgfalt getragen.

Den 19. Februar (1804) Abends erreichten wir die Linien der großen, volkreichen Kaiserstadt, die sich mit ihren vielen Thürmen, unter denen sich der Stephansthurm gleich einem Riesen über die andern erhebt, sehr gut darstellt. Ich freute mich innig, daß ich das eine Ziel meiner Reise glücklich erreicht sah, und mich an einer Stadt befand, die, nebst Berlin, unter den großen Städten Deutschlands den ersten Rang behauptet, eine Menge Sehenswürdigkeiten der Natur und Kunst, treffliche Anstalten, und eine nicht geringe Anzahl gebildeter, verdienstvoller Männer in ihren Mauern einschließt, und von nun an der Platz meiner Wirksamkeit seyn sollte.

An den Linien wurden, gegen einen Schein, die Pässe abgegeben, um an die Oberpolizey-Direction, von der man sie ohne Umstände zurück erhält, geschickt zu werden. Begleitet von einem Polizey-Soldaten, fuhren wir nach dem Hauptmauthamte, wo unser Gepäck, da es, wegen eingetretener Nacht, nicht mehr visitirt werden konnte, liegen blieb. Ich begab mich in den nächsten Gasthof, und legte mich zur Ruhe, die mir nöthig war.

Noch lag ich im Bette, als am folgenden Morgen an mein Zimmer gepocht wurde. Ich hörte sprechen. Welche Freude für mich! Ich erkannte die Stimme eines alten, vertrauten akademischen Freundes. Ich öffnete die Thüre, und mein Freund Bredesky, dritter Prediger an der Evang. Gemeinde zu Wien, nachheriger erster Prediger in Lemberg und Superintendent von Galizien, trat herein. Wir umarmten einander mit Herzlichkeit. Sechs Jahre lang hatten wir uns nicht gesprochen, und bereits alle Hoffnung aufgegeben, uns je wieder zu sehen. Jetzt lagen wir uns in den

Armen, und sollten von neuem, so lange es der Vorsehung gefiele, an einem und demselben Platze wohnen, und bey einer und derselben Gemeinde wirksam seyn. Ich begleitete den Freund sogleich nach seiner Wohnung.

Wien hatte ich vor zehn Jahren mehrmals besucht; dennoch war mir das große Gewühl der Straßen dieser lebendigen Stadt jetzt fast neu, und verwirrte mich etwas, bis ich mich nach und nach daran gewöhnte. Ein stiller, das Einfache und Schlichte liebender Schnepfenthäler kann sich unmöglich sogleich zu einem Wiener umbilden. Ich gestehe, daß mich Anfangs in dem Gewirre der großen Stadt ein starkes Heimweh nach Schnepfenthal und Pantenaus stillen Fluren anwandelte. Es würde mich öfter befallen und vielleicht schwermüthig gemacht haben, wenn nicht mein Freund Bredesky durch sein liebeiches Benehmen mich aufgeheitert, und mehrere würdige Männer, die mir mit verbindlichem Wohlwollen entgegen kamen, in mir die Hoffnung geweckt hätten, daß ich auch hier Freunde, Ach-

tung und Vertrauen finden würde. Ungern vertauschte ich Manches von der Schnepfenthäler Einfachheit mit der Wiener Sitte.

Auf dem Mauthamte wurde ich etwas lange aufgehalten, weil Alles durch viele Hände gehen mußte, und nicht alle diese Hände flink genug waren, sondern manche derselben sich Zeit ließen. Meiner Meinung nach ließe sich auf diesem Amte Manches vereinfachen, was für diejenigen sowohl, die Geschäfte bey demselben haben, als für den Staat von Nutzen wäre. Meine Bücher, die einen andern Weg als ihr Besizer genommen hatten, waren eingetroffen. Ich mußte sie vorerst dem Bücher-Revisionsamte vorlegen, weil die Oesterreichische Regierung es für nöthig erachtet, auch auf das Bücherwesen ihr Augenmerk zu richten, damit nicht eine gefährliche Lectüre das Wohl ihrer Unterthanen gefährde. Von den Bücher-Revisoren wurde ich mit Artigkeit behandelt. Was mir indeß noch mehr als diese Artigkeit der Herren gefiel, war die Strenge, mit welcher sie, ihrer Pflicht gemäß, meine Bücher visitirten,

und diejenigen, die unter die verbotenen gehörten, bey Seite legten, um deren Rückerstattung ich bey der Polizey = Hofstelle schriftlich einkam, worauf mir fast alle zurückgestellt wurden. Von der Oesterreichischen Censur hat man übrigens im Auslande manche falsche Vorstellungen. Sie ist, besonders seit einigen Jahren, viel liberaler als viele glauben. Der Kaiser Franz liebt bescheidene Freymüthigkeit, und wer mit einer solchen Freymüthigkeit schreibt, hat von der obersten Censursbehörde, der Polizey = Hofstelle, immer eine humane Behandlung zu erwarten.

Der Herr Consistorialrath Wächter, in dessen Hause ich eine freundliche Aufnahme fand, hatte die Gefälligkeit, mich in die hiesige kaiserliche Bibliothek zu begleiten, wo wir unter andern einige seltne Handschriften und Charten besahen. Reich an kostbaren Druckwerken und Manuscripten, und aufgestellt in den schönen, großen Sälen eines massiven, mit der Hofburg verbundenen, sehenswerthen Gebäudes, behauptet diese ansehnliche Büchersammlung unter

den Bibliotheken Deutschlands vielleicht den ersten Rang. Sie stehet jedem zum Gebrauche offen; ohne besondere höhere Erlaubniß werden indeß keine Bücher nach Hause gegeben. In den Sälen findet man beständig junge und ältere Gelehrte an Tischen sitzen und lesen oder excerpiren.

Bey den Superintendenten *Kaltenstein* und *Hilchenbach* fand ich eine sehr freundschaftliche Aufnahme. Sie sind nun auch nicht mehr. Die Bekanntschaft des jetzigen Wirthschafts-Rathes *Carl Unger*, in welchem ich einen gebildeten, kenntnißreichen Mann von der humansten, menschenfreundlichsten Denkungsart fand, machte mir viel Vergnügen.

Unter den hiesigen Gelehrten, die ich kennen zu lernen, das Vergnügen hatte, erwähne ich besonders des Herrn *Consistorialrathes* und *Censors v. Engel*, eines Landsmannes von mir, der sich durch Bearbeitung der Ungarischen Geschichte um dieselbe, so wie durch seinen patriotischen Eifer für die vaterländische Literatur überhaupt und durch seine Bemühungen als weltlicher Rath des k. k. Consistoriums N. C.

in Wien um das Beste der kais. erbländischen Protestanten nicht geringe Verdienste erworben hat. Auch er ist bereits todt.

Das Amt, das ich übernommen hatte, veranlaßte mich, den Herrn Domscholaster, jetzt Domprobste, S p e n d o u, welchem damahls die Ober-Direction sämmtlicher Deutschen Schulen in Wien anvertraut war, mehrmahls zu besuchen. Ich wurde bald mit Hochachtung gegen diesen würdigen, verdienstvollen Mann erfüllt, der mit hellen Einsichten in das Schul- und Erziehungsfach den lobenswürdigsten Eifer für Verbreitung des Guten und eine liebenswürdige Humanität verbindet.

Die Anzahl der niedern und höhern Anstalten in Wien ist beträchtlich. An der vereinigten protestantischen Schule, die vor einigen Jahren durch eine Mädchen-Classe erweitert worden ist, arbeiten, die Katecheten und den Schreibmeister mit gerechnet, s i e b e n Lehrer, die sich bestreben, die ihnen anvertraute Jugend gehörig zu bilden. Die Anstalt hat die für die Aeltern der Schulsjugend bequeme Einrichtung,

Daß die Schüler unbedeutende Schulgelder bezahlen, Schreib- und andere Materialien größtentheils umsonst erhalten, und die ganz Armen unter ihnen noch obendrein jährlich mit Kleidungsstücken beschenkt werden. Die beträchtlichen Ausgaben bestreitet man theils aus dem bestehenden Schulfond, theils durch die Beiträge wohlhabender Mitglieder beyder evangelischen Gemeinden, die seit der Toleranz mit jedem Jahre stärker werden. Vor der Erscheinung des Toleranz-Edictes hielten sich die hiesigen Protestanten an die Dänische, Schwedische und Holländische Gesandtschafts-Capelle.

Die Protestanten sämmtlicher kais. Erblande, Ungarn und Siebenbürgen ausgenommen, haben in Wien zwey k. k. Consistorien, das eine Augsburgischer, das andere Helvetischer Confession. Diese zwey obersten geistlichen Behörden der Protestanten führen die Aufsicht über alle erbländischen Evang. Gemeinden, wachen über Kirchen-Zucht und Ordnung, und nehmen sich derjenigen Gemeinden pflichtmäßig bey den höchsten Stellen an, die sich in ihren Rech-

ten auf die eine oder die andere Weise gekränkt und beeinträchtigt glauben.

Das K. K. Taubstummen-Institut gedeiht unter der Direction des erfahrenen, durch einen seltenen Eifer beseelten Herrn May, ob es gleich oft mit dem Drucke der Zeiten zu kämpfen hatte. Das Oekonomische dieser Anstalt besorgte einer von den Lehrern an derselben, Herr Weinberger, ein Mann voll Geschicklichkeit, Liebe zur Jugend und gefälligen Wesens. Leider hat auch er bereits die Reise angetreten, von der niemand wiederkehrt. An seinem Nachfolger, Herrn Venus, besitzt die Anstalt einen trefflichen Lehrer, und an Herrn Weimar einen geschickten Katecheten. — Einige Jahre später wurde von einem wackern Manne, Herrn Klein, auch ein Blinden-Institut errichtet, das unter seiner verständigen Leitung einen guten Fortgang hat.

Noch später ist zur wissenschaftlichen Ausbildung des technischen Kunst- und Gewerbleißes von dem Kaiser Franz I. ein polytechnisches Institut gestiftet worden, dessen

Hauptgebäude zu den schönsten der neuen Baukunst gehört. Die Anstalt verspricht, unter der Leitung des kenntnißreichen und einsichtsvollen Directors, Herrn P r e c h t l, alles Gute. Mit derselben ist nun auch die k. k. Real- Akademie verbunden worden, die in dem Weltpriester, Herrn J o s e p h M a y e r, einen würdigen und wackern Vice- Director besitzt.

An Privat- Erziehungsanstalten für Knaben sowohl als für Mädchen hat W i e n gegenwärtig fast einen Ueberfluß. Und eben so hat es an öffentlichen und Privatsammlungen von Naturalien und Kunstsachen viel aufzuweisen. Sehenswerth ist besonders das reichhaltige und schön geordnete kais. Naturalien- Cabinet, das an jedem Donnerstage für jedermann offen steht, der ein Eintrittsbillet vorzeigen kann. Diese Eintrittsbillete werden den Tag zuvor jedem, der darum anhält, mit Vergnügen und unentgeltlich gegeben.

Die kais. Bildergallerie ist reich an vor- trefflichen, kostbaren Gemälden, und in einer der Vorstädte (auf dem M e n n w e g e), in dem

sogenannten Belvedere, das einst der berühmte Prinz Eugen bewohnte, aufgestellt. An bestimmten Tagen in der Woche hat jedermann freien Zutritt zu dieser Gemälde-Galerie.

In der hiesigen Münze wird immerfort Gold und Silber geprägt. Sie verdient, gesehen zu werden.

Einen angenehmen Genuß gewährt auch das K. K., so wie das bürgerliche Zeughaus, das Müllersche Kunstkabinet (eine Sammlung von Wachsfiguren und Werken der Bildhauerkunst), das Panorama im Prater, und so manche andere Sehenswürdigkeiten der volkreichen Kaiserstadt.

In der Augustiner Kirche befindet sich ein herrliches marmornes Denkmahl, das der Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner verstorbenen Gemahlinn Christine hat errichten lassen. Es ist von dem berühmten Bildhauer Canova in Rom verfertigt, und ein wahres Meisterstück. Kein Fremder darf es unbesehen lassen.

Dicht an der Augustiner Kirche und der kaiserlichen Burg, auf dem sogenannten Josephsplatze, steht das Denkmahl, das Franz I. seinem großen Oheim Joseph II. gesetzt hat. Es bestehet aus einem von Bronze gegossenen Pferde, auf welchem Joseph II. in collossalischer Figur und Römischen Costüme sitzt, die schützende Rechte über seine Völker ausbreitend. Das Pferd allein ist gegen 247 Centner, also 24,700 Pfund schwer, und in dem Innern desselben haben beynahе zwanzig Personen Platz. Es ist so groß, daß es nicht durch jedes der Stadtthore hätte an seinen Platz geschafft werden können. Das Piedestal, auf welchem es steht, ist hoch und auf eine geschmackvolle Weise durch Inschriften und Basreliefs geschmückt. Zauner ist der Künstler, der dieß herrliche Monument geschaffen hat.

Das Wiener Erzbisthum ist bey weitem nicht so reichlich dotirt als man glauben sollte. Der einstige Erzieher des Kaisers und gegenwärtige Fürst-Erzbischof, Sigmund Graf von Hohenwart, der mir späterhin die Eh-

re erwies, mich zur Tafel zu laden, und mit dem ich auch sonst Veranlassung hatte, zu sprechen, ist ein ehrwürdiger, trotz seinem hohen Alter sehr muntre, geistvoller Greis, der mich durch seine humane Denkungsart nicht wenig angezogen hat.

Die Lage von Wien, deren Vorstädte zahlreich, groß und weitläufig sind, ist reizend. Umflossen von dem Donaustrom, ist sie nach allen Seiten hin reich an mannigfaltigen Naturschönheiten. Baden, Lagenburg, Schönbrunn, die Brühl, Heimbach, Sittelsdorf, Dornbach, Döbling, Heiligenstadt, Pöschleinsdorf und andere romantisch liegende Orte sind ziemlich nahe bey Wien, und gewähren durch ihre reizende Lage dem fühlenden Naturfreunde die angenehmsten Genüsse. Berlin muß in dieser Hinsicht der Stadt Wien den Vorzug einräumen. Groß und schön ist der Garten in Schönbrunn, wo auch die Menagerie und der botanische Garten sehenswerth sind.

Ziemlich einsam ist gewöhnlich der schöne, große, aber zu feuchte Augarten, der zu Joseph II. Zeiten stark besucht wurde. Seine Erweiterung und Verschönerung hat er diesem unvergeßlichen Regenten zu verdanken. Unangenehm wird er immer für diejenigen bleiben, welche, um ruhig nachzudenken, und sich stillern Gefühlen zu überlassen, dem Geräusche der Stadt entfliehen, und die Einsamkeit suchen. Lebhafter ist es gewöhnlich in dem Fürst Schwarzenberg'schen Garten, der viel Angenehmes hat. Der Garten des Belvedere ist zu sehr nach dem Französischem Geschmacke zugeschnitten, aber herrlich die Aussicht aus demselben nach der Stadt.

Am stärksten wird von den Wienern der Prater besucht, eine Art von Lustwald, nach welchem in den wärmern Jahreszeiten die Einwohner der Residenzstadt zu Tausenden hinströmen. Hier findet man besonders an den Sonntagen die schöne Welt in den zwey Hauptalleen versammelt, die schönsten Equipagen in Menge, Musik, Spiel und Unterhaltungen mancherley

Art. Außer drey Kaffehhäusern gibt es in dem Prater eine große Anzahl Bierhäuser, Traiteure, Ringelspiele u. d. m. Dem Ungewohnten wird das hier statt findende Gedränge im Anfange lästig und betäubend, bald aber in mehreren Rücksichten interessant. Der Kaiser fährt häufig nach dem Prater. Oft sieht man ihn mit der Kaiserinn in einem offenen, einfachen Wagen herumfahren und selbst kutschiren. Unstreitig gehört er unter die Kenntnißreichsten, redlichsten, wohlmeinendsten Regenten Europens, und wer das Glück hatte, sich ihm zu nahen, und mit ihm zu sprechen, fühlt sich für immer mit Verehrung und Liebe an diesen überaus offenen, leutseligen und gütvollen Monarchen gefesselt. Die Prinzen, seine Brüder, zeichnen sich durch Bildung und Anspruchslosigkeit aus, so wie der hiesige Hof unstreitig zu den anspruchlosesten Höfen in Europa gehört.

Die innere Stadt Wien ist von keinem großen Umfange, desto ausgedehnter sind die Vorstädte. Unter den Pallästen der innern Stadt zeichnet sich besonders das Palais des Her-

zogs von Sachsen = Teschen aus. Die Metropolitankirche zum heiligen Stephan mit ihrem hohen Thurme ist ein altes, im Gothischen Geschmacke gebautes, großes und Ehrfurcht gebietendes Gebäude. Unter den Plätzen der Stadt ist der sogenannte Hof der schönste. Die kaiserliche Burg ist alt, und imponirt eben nicht sehr.

Seitdem ich Wien nicht sah, hat es viel an Umfang und Schönheit gewonnen. Noch immer wird es erweitert, und die Anzahl der Einwohner dürfte sich gegenwärtig weit über zwey Mahl hundert tausend belaufen. Die immer zunehmende Menge derselben hat die Quartiere, besonders in der innern Stadt, sehr vertheuert. Die jährliche Consumtion in Wien ist stark. So wurden z. B. im Jahre 1808 verzehrt, 72,695 Ochsen, 134,427 Lämmer, 45,689 große Schweine, 84,557 Kälber; ferner wurden verbraucht 671,058 Eimer Oestreicher Wein, 607,396 Eimer Bier, 395,324 Meßen Weizen und Korn, 851,157 Meßen Gerste, 1,361,596

Schaaben Stroh, 260,268 Klafter Brennholz,  
156,228 Centner Steinkohlen.

Alle Lebensmittel sind während der letzten zwey Decennien ungemein gestiegen, und die Sorge für die physische Subsistenz wächst mit jedem Monate; daher mag es wohl rühren, daß der sonstige gute Humor der Wiener merklich abgenommen, und sich in ein stiller, bedächtigeres Wesen verwandelt hat. Uebrigens ist noch viel Liebe für Lebensgenuß und ein großer Fond von Gutmüthigkeit und Socialität vorhanden. Man muß sich nur erst in die Wiener und in ihre Lebensweise finden: so wird man sich unter ihnen nicht übel fühlen. Wenn sich einmahl mit ihren guten Eigenschaften auch noch ein allgemeinerer Sinn für liberalere, höhere Bildung, und mit ihren Genüssen noch mehr Geist und Geschmack verbindet — und sie schreiten auch in dieser Hinsicht merklich fort — so dürfte es sich nicht leicht in irgend einer andern Deutschen Stadt so angenehm lebenlassen als in Wien.

---

Preßburg. Straf - Comerein.

Ehe ich mein Amt in Wien antrat, wünschte ich, mein Vaterland, von dem ich viele Jahre lang entfernt lebte, wiederzusehen. Zwar hatte ich bereits im harten Winter 120 Meilen gemacht, und große Strapazen ausgestanden. Auch war das Wetter immerfort ungünstig, der Weg schlecht. Indesß die Sehnsucht, den Boden des Vaterlandes zu betreten, und manche Seelen, die meinen Herzen lieb und theuer sind, wiederzusehen, gewann die Oberhand. Ich trat daher eine Reise nach Ungarn an.

Von Wien nach Preßburg, das bloß zehn kleine Meilen entfernt liegt, findet man, besonders in den Gasthöfen zum goldenen Lamm und zum braunen Hirschen, fast täglich Gelegenheit. Ich fuhr mit der Deligence dahin ab, die damahls alle Tage nach Preßburg abging. Die Oesterreichischen Deligence - Wagen sind bequem eingerichtet, und es läßt sich in ihnen weit angenehmer fahren als z. B. in der Sächsischen gelben Kutsche. In den wärmeren

Jahreszeiten gehen von Wien nach Preßburg fast täglich Schiffe auf der Donau ab, auf denen man schnell und wohlfeil nach dieser Stadt kommen kann. Wir erreichten sie spät Nachmittags. Der Anblick dieser schön liegenden, von dem Donaustrom bespülten, und in Nord = Westen mit Weingebirgen umgrenzten Stadt that meinem Herzen sehr wohl, und versetzte mich in jene Zeiten zurück, in welchen ich an dem hiesigen evangel. Gymnasium meiner Bildung oblag, und der Freuden, die uns Künste und Wissenschaften, Natur und Freundschaft gewähren, nicht wenige genoß.

Kommt man von Wien nach Preßburg, so muß man es sich gefallen lassen, an dem Grenz = Zollamte zu Wolfsthal sich einem Examen und bisweilen selbst einer strengen Visitation zu unterwerfen. Denn fast alles, was aus Oestreich nach Ungarn, und aus Ungarn nach Oestreich geführt wird, muß hier vermauthet werden. Man hört darüber oft Klage führen, und kann es nicht begreifen, daß Ungarn, welches doch mit den übrigen Oester-

reichischen Staaten unter Einem Zepter steht, in Rücksicht der Mauthgefälle als ein fremdes Land behandelt werde. Man bedenkt aber nicht, daß Ungarn sich selbst, durch seine Constitution, die für unsre Zeiten nicht mehr ganz passen will, von den übrigen Provinzen des Oesterreichischen Kaiserthums absondere, und so vielen Abgaben und Steuern entziehe, welche die andern Provinzen entrichten müssen, daß daher der Staat und sein Oberhaupt sich dafür auf irgend eine Weise, durch indirecte Auflagen, entschädigen müssen. Als eine solche, durch Ungarn selbst nöthig gemachte Entschädigungsaufgabe sind die Ungarischen Grenz = Zölle zu betrachten.

Um von Wien nach Preßburg zu gelangen, muß man die Donau, die hier schon eine ansehnliche Breite hat, und, wenn sie austritt, oft große Verheerungen anrichtet, vermittelst einer fliegenden Brücke passiren, die aber jetzt, was jeden Winter geschieht, gefroren war. Wir fuhren auf einem Floße, das von Pferden gezogen wurde, hinüber. Gegen

Das geräuschvolle *Wien* ist *Preßburg* eine stille Stadt, ob es ihr gleich nicht an Leben fehlt. Die Anzahl ihrer Einwohner beläuft sich auf einige zwanzig tausend. Sie sind fast lauter Deutsche, und der Religion nach theils katholisch, theils protestantisch, theils Juden, denen ein eigener Grund zum Bewohnen angewiesen ist.

Die Kaiserinn *Maria Theresia* hatte eine große Vorliebe für *Preßburg*, und besuchte es oft, besonders so lange ihre Tochter *Christine* mit ihrem Gemahle, dem Herzoge *Albert von Sachsen-Teschen*, hier residirte. Damahls befanden sich auch die höchsten Stellen des Königreichs in *Preßburg*. Dieß alles gab der Stadt viel Leben und Glanz, und man erinnert sich noch jetzt nicht ohne Wehmuth an diese glücklichen Zeiten, die nicht mehr sind. Denn seit dem Tode der gedachten Kaiserinn wurde *Preßburg* von dem Hofe nur noch selten besucht; der Herzog von *Sachsen-Teschen* verlegte seine Residenz nach *Wien*,

und die Landesstellen kamen nach Ofen. Dadurch verlor die Stadt ungemein viel.

Unstreitig ist Preßburg die schönste Stadt in Ungarn, und könnte noch schöner seyn, wenn mit mehr Sorgfalt und Strenge darauf gesehen würde, daß man die Straßen reinlicher hielte. Hier und da ist zu viel Schmutz. Selbst der sogenannte Königsb erg (ein kleiner, unansehnlicher Hügel), auf welchem der neugekrönte König sein entblößtes Schwert nach den vier Weltgegenden schwenkt, wie unsauber sieht er aus! Wie gar wenig würde es kosten, dieses, wegen seiner Bestimmung merkwürdige, Plätzchen rein und in gutem Zustande zu erhalten!

Die an Preßburg vorbeystießende Donau trägt zur Verschönerung der Lage der Stadt und ihrer Belebung nicht wenig bey. Ein Lieblingsspazierort der Einwohner ist die Au, jenseits des Flusses. Das einst so schöne, auf einem Berge liegende königliche Schloß wurde einst von dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen bewohnt, und war damahls glänzend eingerichtet. Späterhin diente es zu einem Semi-

narium für katholische Geistliche, und dann zu einer Caserne. Es beherrscht die Stadt, und gewährt weite und interessante Aussichten, ist aber vor einigen Jahren abgebrannt.

Das hiesige Theater ist, seinem äußern Ansehen nach, ganz stattlich, auch im Innern freundlich und nett, wurde mir aber in Rücksicht des Spiels nicht gerühmt.

Die hiesige katholische Akademie ist ziemlich stark besucht. Der Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn, zum letzten Mal ein königlicher Prinz und Bruder der verstorbenen Kaiserinn Lou do v i k e, residirt hier; auch ist die Anzahl von Cavalieren nicht klein, die hier Häuser besitzen, sich aber größtentheils in dem so nahen Wien aufzuhalten pflegen. In den höhern und selbst in den mittlern Ständen scheint hier im Ganzen viel Bildung zu herrschen, so wie sich die Einwohner durch Betriebsamkeit auszeichnen. Das jüngere Volk scheint sich, wie in den meisten größeren Städten, zu einem lockern, lustigen Leben hinzuneigen.

Das hiesige evangelische Gymnasium ist das besuchteste und berühmteste in Ungarn. Unter seinem letzten beständigen Rector Stretsko gewann es ungemein viel. Mit Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit nenne ich den Namen dieses verdienten Mannes, meines unvergeßlichen Lehrers. Ich habe nur wenige Männer gefunden, die ihm an Gelehrsamkeit, trefflicher Lehrgabe und liebenswürdiger Humanität gleich kamen. Hunderte, die jetzt mit Ruhm und Segen in verschiedenen Aemtern arbeiten, und des Vaterlandes Stolz und Wohlthäter sind, haben einen großen Theil ihrer Bildung und die gute Richtung, die ihr Geist nahm, dem würdigen Stretsko zu verdanken. Er starb im J. 1795. Sein Grab verliert sich unter den übrigen, und nicht einmahl ein einfacher Stein bezeichnet den Platz, wo ein so hoch verdienter, geliebter Jugendlehrer von den vielen Mühen seines Lebens ausruht, während sich nach allen Seiten hin über so vielen Gräbern unbedeutender, verdienstloser Menschen zudringliche, mit Lobredneren bis zum Ekel überfüllte Denk-

mähler erheben. Aber so traurig ist nun einmahl das Loos selbst der edelsten Schulmänner. Im Leben nichts als Mühe und drückende Sorge — im Tode noch Geringschätzung.

Zur Erleichterung der Lage unbemittelter Studierenden sind mit dem evang. Gymnasium ein Convict und ein Alumneum verbunden, wo viele Gymnasiasten theils unentgeltlich, theils gegen sehr mäßige Zahlung gespeist werden. Auch sind Fonds vorhanden, die zur Unterstützung mehrerer auf ausländischen Universitäten studirender Candidaten der Theologie verwandt werden, so wie überhaupt die Fonds beträchtlich sind, über deren Verwendung der hiesige evang. Kirchen-Convent zu verfügen hat. Die evang. Deutsche Gemeinde ist stark und hat drey Prediger. Für die wenigen Slavischen und Ungrischen Protestanten wird in einer eignen kleinen Kirche besondrer Gottesdienst gehalten.

Der Wein, der um Preßburg wächst, gehört zu den ziemlich guten Tischweinen, ist aber bey weitem nicht so gut als der, der in ei-

ner Entfernung von einer bis drey Stunden von Preßburg, zu Matschischdorf, St. Georgen und Grūnau wächst.

Gleich nach meiner Ankunft in Preßburg eilte ich zu einem alten, redlichen Freunde, Herrn Joh. Bogsch, der an dem evangel. Gymnasium mit arbeitet, und sich als ökonomischer Schriftsteller Ruf und Achtung, als erfahrener Schulmann großes Zutrauen, und als Mann von schlichtem, geraden und männlich festem Charakter die Hochachtung Aller, die ihn genauer kennen, erworben hat. Von ihm und seiner verständigen, herzlich guten, jetzt auch nicht mehr lebenden Frau wurde ich auf das freundlichste empfangen. Die lieben, treuherzigen Freunde ließen mich nicht weiter; ich mußte bey ihnen nicht nur übernachten, sondern mich auch bey ihnen einquartieren. Gleich freundschaftlich wurde ich von den Professoren des Gymnasiums, den Herren Fabri, Stanislaides, Groß und Bilnisa, den protestantischen Predigern und mehreren Freunden und Bekannten aufgenommen; besonders

genoß ich einige angenehme Stunden in der Gesellschaft des wackern Professor und Pastor *Bilnisa*, wo ich auch Herrn Professor *Groß*, einen unsrer vorzüglichsten Humanisten, näher kennen zu lernen, Gelegenheit fand.

In *Preßburg* herrschen zum Theil ganz dieselben Sitten als in *Wien*, und fast eben dieselbe Theuerung. Von den umliegenden Weinbergen hat man schöne Aussichten, und die reizende Lage der Stadt überhaupt macht den Aufenthalt in derselben jedem Naturfreunde sehr angenehm.

Von *Preßburg* aus machte ich zu *Schlitten* einen Abstecher nach *Stras-Somerein*, in der *Wieselburger* Gespannschaft, jenseits der *Donau*, wo ich einen geliebten Anverwandten, Herrn Prediger *Glas*, besuchte, und mich herzlich freute, einen Freund wiederzusehen, der mir einst manche rührende Beweise von Wohlwollen gab, und durch seinen trefflichen Charakter mich längst für immer an sich gefesselt hatte. Ihm gleich seine liebe, redliche Gattin, die ihm, leider! nach einigen Jahren ein plötz-

licher Tod entriß. Glückliche Zeiten, da ich in der ländlichen Wohnung meines Freundes die Freuden des Landlebens und seines vertraulichen Umganges genoß! Sie schwebten mir jetzt lebhaft vor, und ich bedauerte nur, daß es mir durch Zeit und Umstände nicht vergönnt war, länger als zwey Tage bey meinen guten Sommerfreunden zu verweilen. Der Richter des Ortes und noch ein anderer von den wohlhabenderen Einwohnern luden mich zu Tische ein, und bewirtheten mich auf eine Weise, die mich überraschte. Ich glaubte, an einer vornehmen Tafel zu sitzen, so reichlich und gut besetzt war sie. Dieß deutete offenbar auf nicht gemeinen Wohlstand hin, in welchem sich überhaupt ein großer Theil des Bauernstandes während der Bankozettel-Zeit befand. Desto übler befinden sich bey der gegenwärtigen, auch in Ungarn stark eingerissenen Theurung die Classen der Gelehrten, Beamten und solcher, die allein von ihren Renten leben. Die Wieselburger Gespannschaft, in welcher Straß-Somerein liegt, hat einen fruchtbaren Boden, treibt viel Han-

del, besonders mit Frucht, und zählt daher viele wohlhabende Bewohner. Die meisten und schönsten Besitzungen in dieser Gespanschaft hat der Herzog Albert. Nach seinem Tode erbt sie der Erzherzog Carl.

Gern hätte ich nach meiner Rückkehr nach Preßburg noch einen mir sehr lieben und werthen Universitätsfreund, Herrn Bölfel, Prediger in der nahen königl. Freystadt M o d e r n, besucht. Allein ich mußte mein Verlangen, diesen wackern Mann schon jetzt zu sehen, unterdrücken, wenn ich die Zeit, die mir noch übrig blieb, zur Fortsetzung meiner Reise verwenden wollte. Der gedachte Besuch mußte daher späteren Tagen aufbewahrt bleiben.

---

### Reise nach der Vaterstadt.

Wien verließ ich mit dem Vorsatze, eine Reise nach Pesth und Aßod, in welchem letzteren Orte ein geliebter Freund von mir, Herr Josephi lebte, zu machen, und meine im nördlichen Ungarn wohnenden Aeltern in

einer günstigeren Jahreszeit zu besuchen. Allein verschiedene Umstände nöthigten mich, die Reise nach Pesth aufzugeben, und für dießmahl nach den Carpaten zu fliegen. Ich fand glücklicher Weise in Herrn Prohaska, der damahls als Professor an der Lehranstalt zu Hradek, unweit meiner Heimath, stand, einen Reisegefährten, und bestieg mit ihm die Post. Es war Schnee gefallen, und wir machten fast die ganze Reise zu Schlitten. In vier Tagen waren beynahе fünfzig Meilen zurückgelegt. Wir wählten nicht den nächsten Weg durch die Neutraer, Thuroßer, Trentschiner und Krver Gespannschaften, weil wir in diesen Comitaten schlechten Weg und andere Unbequemlichkeiten befürchteten, sondern machten lieber einen Umweg von acht bis zehn Poststationen, und fuhren über die sogenannten Bergstädte, auf welcher Route theils die Straßen besser, theils die Posten ordentlicher, theils die Unterkunft in guten Gasthöfen leichter ist. Nur etwas Weniges über einige Orte, durch die wir kamen.

Die Stadt Tyrnau ist fast ganz von Katholiken bewohnt. Es scheint an diesem Orte ziemliches Leben und nicht wenig Industrie zu herrschen. Die hiesigen Jahrmärkte sind von Bedeutung, und die Einwohner größtentheils Deutsche.

Freystädtl liegt an dem Flusse Wag, der hier oft austritt und große Verheerungen anrichtet. Er gehört zu den reißendsten und gefährlichsten Flüssen Ungarns. Der herrschaftliche Garten, der dicht an diesem Städtchen liegt, und dem jetzigen Kanzler der Ungrischen Hofkanzley, Herrn Grafen von Erdödy, gehört, ist groß und angenehm.

Die bischöfliche Stadt Neutra, von Slaven und Deutschen bewohnt, ist nicht ohne Leben. Das bischöfliche Schloß und mehrere kirchliche Gebäude zieren den Ort, der übrigens viele schlechte Häuser hat, und bey regnerischem Wetter sehr schmutzig ist. Die Gegenden nach Nordwesten sind angenehm und romantisch.

In Berebely, von National = Ungaren und Slaven bewohnt, muß man sich zur Ne-

genszeit auf tiefen Noth gefaßt halten. Der Ort ist unansehnlich, aber der Gasthof nicht übel. Der damahlige Postmeister war brav.

In Levenz, einem dem Fürsten Esterhazy zugehörigen Marktflecken, findet man Ungaren, Slaven und Deutsche. Der Ort ist groß, lebhaft, nahrhaft, mit einem hübschen und guten Gasthose versehen, aber bey Regenwetter auch feucht und lothig. Der Weg nach der nächsten Post-Station ist, wenn es geregnet hat, des leimigen Bodens wegen, und weil er nicht gemacht und reparirt wird, außerordentlich schlecht. Wir mußten vier Pferde anspannen lassen, und doch kamen wir kaum von der Stelle.

In Frauenmarkt oder Bath mußten wir, aus Mangel an Pferden, einen guten Theil des Nachmittags und die Nacht zubringen. Jedemahl, daß ich späterhin durch Frauenmarkt mit Extrapost fuhr, mußte ich lange auf Pferde warten.

Die Poststation Steinach liegt tief in ei-

dem Walde, durch welchen die Gran fließt. Die Gegend ist schaurig = romantisch.

Die königl. Bergstadt Schemniß ist durch ihre Bergwerke berühmt. Sie liegt an Bergen ringsherum angebaut. Man muß hier fast überall von einem Hause zum andern klettern, und im Winter und bey Regenwetter ist es gefährlich zu gehen. Im Sommer gewährt die amphitheatralisch gebaute Stadt, wenn man sie von einer Höhe an betrachtet, einen pitoresken Anblick. Es ist viel muntres Leben in ihr. Ihre Einwohner sind Slaven und Deutsche — ein fröhliches, unbefangenes, lustiges Völkchen. In den ältern Zeiten durften nur Deutsche die sogenannten Bergstädte in dieser Gegend bewohnen. Sie handhabten aber ihre Privilegien nicht streng genug, und so kam es, daß sich manche Slavische Familien ansiedelten, die sich schnell so stark vermehrten, daß jetzt der Slave in diesen Städten und seine Sprache fast die Oberhand gewonnen hat. Die Protestanten haben hier ein Gymnasium. Auch gibt es in Schemniß

nisch eine Königl. Berg-Akademie. Handel und Gewerbe scheinen in dieser Stadt zu blühen.

In Butsch a findet der Reisende eine gute Aufnahme, und wird schnell weiter befördert.

Neusohl hat Deutsche und Slavische Einwohner. Auch hier fangen die letztern an, die Oberhand zu gewinnen. Die hiesige protestantische Lateinische Schule scheint im Verfall zu seyn. Der Herr Prediger, jetzt Superintendent Lovich gehört unter die gebildetsten Männer Ungarns. Der Weinhäuser gibt es hier eine große Menge. Sehenswerth sind einige mit dem Bergbau in Verbindung stehende Werke.

Hinter Neusohl wandten wir uns nordwärts, und kamen bald in ein waldiges Thal, dem es nicht an Felsmassen, Wasserfällen und mancherley Naturschönheiten fehlt. Es war schon Abend, als wir uns dem stillen und hohen Berge, Stures genannt, näherten. Um in die Liptauer Gespannschaft zu kommen, muß man diesen Berg passiren, was mit großen Beschwerden und einigen Gefahren verbunden ist.

Wir übernachteten in Altgebirg, einem Orte, der ziemlich dicht am Stureß liegt. Da der Inhaber der hiesigen Mühle damahls zugleich Posthalter war, so quartierten wir uns bey ihm ein, und befanden uns in seiner gutherzigen Familie nicht übel. Sie bewirthete uns so gut als möglich, und wollte am folgenden Tage dafür kaum eine kleine Zahlung annehmen. Die umliegenden Gegenden waren sonst, umherstreifender Räuberbanden wegen, sehr unsicher. Die Mühle liegt von dem Dorfe etwas entfernt, und ist schon mehrmahls von Räubern überfallen und ausgeplündert worden. Die Müllerinn unterhielt uns mit der Erzählung dieser Unfälle lange. Wir wurden dadurch eben nicht sehr erbaut, und hielten es für gerathen, uns spät zu Bette zu legen, und unsre Gewehre so zu ordnen, daß wir bey einem nicht unmöglichen Ueberfalle sogleich kräftigen Widerstand leisten konnten. Indeß wurden wir nicht beunruhigt, und setzten schon bey eingetretener Morgendämmerung unsern Weg fort.

Es währte lange, bis wir den steilen Sturze überstiegen hatten. Man fährt dicht an tiefen Abgründen weg; der sehr schlechte Weg ist noch dazu ganz schmal, und es bedurfte oft nur eines geringen Ausgleitens des Fuhrwerks aus dem Geleise, um tief in den Abgrund hinabzustürzen und zu zertrümmern. Dieser Gefahr war ich einige Mahl ausgesetzt, und ich dankte dem Himmel, da ich nach einigen beschwerde- und angstvollen Stunden mich wieder in Sicherheit sah.

Rosenberg, wohin wir zu Mittage kamen, liegt schon in der Liptauer Gespanschaft, in welcher durch die schlechten Wege und die schlechten Gasthöfe das Reisen sehr verleidet wird. Es ist ein lebhafter, von Slaven bewohnter, aber zu Regenzeit abscheulich schmutziger Ort. Er liegt an der Waq, die bey St. Nikolau schon so groß ist, daß sie mit Flößen befahren werden kann.

Auf der Poststation zu Policsna wollte man mir durchaus vier Pferde aufdringen, obgleich ich nun bald allein fuhr, und der

Schlittweg so trefflich war, daß nicht einmahl die Stärke eines einzigen Pferdes erforderlich war, um mich rasch fortzuziehen. Es mag immerhin seyn, daß wegen des sehr schlimmen Weges, der hier in mancher Jahreszeit zu seyn pflegt, dem Inhaber der hiesigen Post gestattet ist, bey gar sehr schlechtem Wege vier Pferde vorzuspannen. Aber ich fuhr allein; ich hatte fast gar keine Bagage, und die Schlittenbahn war ausnehmend schön und gut. Auf mich nun dasjenige auszudehnen, was bloß unter ganz andern Umständen zu rechtfertigen ist, schien mir denn doch eine offenbare Unbilligkeit. Nur mit Mühe brachte ich es dahin, daß ich bloß drey Pferde bezahlen durfte.

Dhnweit Dkolies na liegt Gradek, eine königl. Salz- und Eisenwerk = Niederlage. Es hat mehrere Eisenhämmer, und stand damahls unter der Aufsicht und Leitung des Herrn Präfecten Wiesner von Morgenstern. In seinen jüngern Jahren — so wurde mir erzählt — nahm dieser Mann an dem Ausmessungsge = schäfte, das Kaiser Joseph II. angeordnet hat =

te, großen Antheil. Er war dabey so thätig, daß man ihn mit seinen Meß-Instrumenten oft schon bey angehender Morgendämmerung auf dem Felde arbeiten sah. Joseph II., der eine Berufsthätigkeit so ausgezeichnete Art, als ein Fürst, der selbst im höchsten Grade thätig war, nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen wußte, erhob ihn in den Adel, und ertheilte ihm das Prädicat von Morgenstern. Dieser Mann hat Gradek in einen reizenden Ort verwandelt, trotz den großen Hindernissen, die ihm eine rauhe, wilde Natur entgegen stellte. Das Auge weilt auf allem mit Vergnügen, was durch ihn angeordnet und hervorgebracht worden ist. Die Lehranstalt, die hier auf seine Verwendung entstand, und nach seinen Anordnungen trefflich eingerichtet wurde, war auch auf Bildung guter Forstmänner berechnet, an denen das Land einen großen Mangel hat, und verdiente, so wie sie damahls beschaffen war, in hohem Grade die Aufmerksamkeit aller derer, denen jugendliche Bildung und Erziehung nicht gleichgültig ist. Ein schöneres, und auch

im Innern netteres Schulgebäude ist mir noch nicht vorgekommen, und ich glaube auch nicht, daß es sich irgendwo auf unserm Planeten vorfinde. Für die Bildung der Söhne von Cameral-Beamten war hier besonders gut gesorgt; die Schüler der Lehranstalt brachten es vorzüglich in der Musik sehr weit, und in der Anstalt für die weibliche Jugend, die von der Gattinn meines lieben Reisegefährten, Herrn Professor P r o h a s k a, geleitet wurde, geschah auch nicht wenig. Die weiblichen Kunstarbeiten, die ich hier zu Gesichte bekam, und die von den Schülerinnen gedachter Anstalt verfertigt worden waren, zeichneten sich durch ihre Schönheit aus, und verdienten alles Lob. Die Wege um H r a d e k waren vortrefflich gebaut, und wurden mit scrupulöser Sorgfalt in gutem Zustande erhalten. Schön und solide gebaut war auch die hölzerne Brücke über den Fluß B a g, an der westlichen Seite des Ortes. Die gar sehr netten Häuser laufen parallel in gerade Linie hin, und werden durch die vor ihnen angepflanzten Aëen nicht wenig verschönert. Auf Reins-

lichkeit im Orte wurde mit einer fast zu ängstlichen und zu strengen Aufmerksamkeit gesehen. Kurz, alles, was man hier sah, machte einen sehr angenehmen, ich möchte beynahe sagen, bezaubernden Eindruck, und ich habe nicht Ein Mahl gewünscht, daß Gradel, so lange es unter Herrn v. Wiesners Aufsicht stand, doch das Glück genießen möchte, von dem Kaiser besucht zu werden, so wie es von seinem erhabenen Bruder, dem Palatine von Ungarn, und andern Großen besucht wurde. Der gütige Monarch, der für alles Schöne einen so regen Sinn hat, würde über diese Wiesnerische Schöpfung, die wohl, wenigstens in den Oestreichischen Ländern, einzig in ihrer Art genannt werden konnte, sicher eine hohe Freude empfunden haben. Es wäre sehr Schade, wenn sie nach Wiesners Abgange in Verfall gerieth! Ich habe sie in spätern Jahren wieder gesehen; fand aber die sonst so gut unterhaltene Straße hie und da ein wenig vernachlässigt; selbst die solide Brücke nicht in dem besten Zustande, und den ganzen Ort und sei-

ne Umgebungen bey weitem nicht mehr so reinlich und freundlich als einst. Die Schule hat auch eine andere Einrichtung erhalten, und die Lehrgegenstände sollen an derselben merklich beschränkt worden seyn. Herr v. Wiesner privatirt nun in Preßburg, und macht sich durch Verschönerung einzelner Theile dieser Stadt um sie verdient. Es ist der Mühe werth, dort die Donaugasse, wo er wohnt, zu besuchen. Er hat sie zur reinlichsten und schönsten Gasse in Preßburg umgeschaffen, und sieht mit Sorgfalt darauf, daß sie in dem guten Zustande erhalten werde, in den er sie, nicht ohne viele Mühe und Aufwand, gesetzt hat.

Von meinem Reisegefährten, Herrn Prohaska, der in Gradel zu Hause war, trennte ich mich dort nicht ohne Bedauern. Ich hatte in ihm einen recht wackern, achtungswerthen Mann kennen gelernt, und gern wäre ich noch lange mit ihm fortgereist.

Es war an einem Sonntage Vormittags, als ich mich meiner Vaterstadt Poprad näh-

herte. Die herrlichen Carpaten erhoben sich, mir zur Linken, mit ihren tiefbeschneyten Gipfeln gen Himmel, und bald blinkte mir auch der Thurm meines Geburtsortes entgegen. Eine Reihe von Jahren hatte ich meine Heimath nicht gesehen, hatte bereits alle Hoffnung aufgegeben, mich jemahls an dem Anblicke derselben zu erfreuen; jetzt befand ich mich wieder auf den Fluren, wo, mit Mathisson zu reden, „der Kindheit liebliche Träume mein Haupt umschwebten.“ Ich sollte meine guten Aeltern, meine lieben Geschwister, die Lehrer meiner Jugend, mehrere redliche Freunde und Bekannte wieder sehen; sollte einmahl wieder unter einem hidern, arbeitsamen Deutschen Völkchen von frischem, klarem Verstande und bravem Charakter leben, und mich einer rein erhaltenen Deutschheit in einem Ländchen freuen, das, umgeben von Slaven, Pohlen und Rußnjaken, durch viele Jahrhunderte hindurch seine rühmliche Originalität zu erhalten wußte. Mein Herz schlug freudig, als ich in meine Vaterstadt einfuhr. Nichts wünschte ich so sehr,

als zugleich mit einem braven Bruder, der mich in Schnepfenthal durch einen überraschenden Besuch erfreut hatte, und sich noch in Deutschland befand, meine Aeltern überraschen zu können. Ich stand vor dem väterlichen Hause. Es kam mir etwas fremd vor. Mit pochen- dem Herzen eilte ich in die liebe Wohnung, klopfte an, und vernahm eine weibliche Stimme. Etwas beklommen trat ich in das Zimmer, und wurde von einem mir unbekanntem Frauenzimmer von etwa funfzehn Jahren mit Artigkeit empfangen. Ich vermuthete in derselben eine jüngere Schwester, die noch unerwachsen war, als ich meine Vaterstadt zuletzt sah. Es entstand unter uns folgendes Gespräch:

Ich. Wahrscheinlich habe ich das Vergnügen, in Ihnen die Tochter des Hauses zu sehen?

Sie. Die bin ich. — —

Ich. Ihre lieben Aeltern sind wohl nicht zu Hause?

Die Schwester. Sie befinden sich in der Kirche.

Ich. Das thut mir leid; ich wünschte sie zu sprechen.

Die Schwester. Sie werden nicht lange mehr ausbleiben; die Kirche muß bald zu Ende seyn, ich bitte, so lange zu warten.

Ich. Sie erlauben, daß ich so lange einen kleinen Coffre, der sich draußen auf dem Schlitten befindet, bey Ihnen niederseze.

Sie schickte sogleich die Dienstbothen hinaus, und ließ den Coffre in das Zimmer bringen.

Die Schwester. Ich bitte, sich niederzulassen.

Ich. Sie erlauben, daß ich etwas auf und abgehe; die Kälte hat mich ziemlich starr gemacht. Ich wünschte mit ihren lieben Nestern gern über ihre zwey Söhne in Deutschland zu sprechen. Sie sind mir beyde wohl bekannt, und ich kann Ihren Nestern manche neue Nachrichten über sie mittheilen.

Schwester. Das wird uns sehr lieb seyn. — —

Ich. Haben Sie etwa vor kurzem Briefe von ihnen erhalten?

Schwester. Beyde haben vor kurzem geschrieben, der Eine aus Frankfurt am Main, der Andere aus Wien.

Ich. Wie steht es mit dem Wiener? Wird er Sie noch in diesem Frühjahre besuchen?

Schwester. Wir hatten ihn erwartet; nun ist er aber nach Aßod gereist, wohin der Vater ihm bereits geschrieben hat.

Ich. (Einen Schattenriß von mir an der Wand erblickend) Das soll wohl den Wiener Bruder vorstellen?

Schwester. Er soll es seyn.

Schon wurde es mir schwer, meine Rolle fortzuspielen. Da trat meine geliebte Mutter in das Zimmer. Sie erblickte mich, sah mich einen Augenblick betroffen an, und wir lagen uns in den Armen. Die Schwester erkennt den Bruder, der ehrwürdige Vater kommt auch dazu, und es fließen Thränen der Freude und des Danks. Bald war auch ein älterer, wahrer

Bruder da, und Nachmittags hatte ich auch das Vergnügen, eine mir sehr theure jüngere Schwester zu sehen, die in dem nahen Städtchen, Masdorf, an einen braven Jugendbekannten von mir, Herrn Blaszy, verheirathet war, mit ihm in einer sehr glücklichen Ehe lebte, und mir jetzt und späterhin so viele rührende Beweise von schwesterlicher Liebe gab, und sich durch ihren Verstand, so wie durch ihr Herz und eine unermüdete, wohlgeordnete Thätigkeit meine Achtung und mein Vertrauen in so hohem Grade erwarb, daß sie mir stets unvergeßlich bleiben wird. Wir waren mit einander aufgewachsen, und mit ihr hatte ich den größten Theil meiner Jugendjahre in Eintracht und Liebe verlebt. Sie blieb daher meinem Herzen immer sehr nah, und auch jetzt noch, wo sie schon den letzten Kampf in diesem Leben überstanden hat, und in bessern Welten den Lohn für ihr redliches, gesegnetes Wirken auf Erden genießt, kann ich nie ohne liebevolle, dankbare Nüchternung an sie zurückdenken. Sie hat hie-

nieden ihre Bestimmung treulich erfüllt. Sanft  
ruhe ihre Asche!

---

Die Freuden eines langgewünschten Wie-  
dersehns genoß ich nun in vollem Maße. Alles  
beeiferte sich, mir meinen Aufenthalt in der  
geliebten Heimath so angenehm als möglich zu  
machen. Ich erneuerte daselbst viele alte Be-  
kantschaften, und machte so manche neue. Er-  
freulich war es für mich, den wackern Lehrer  
meiner früheren Jugend, Herrn P o h l, der  
sich in Ruhe zurückgezogen hatte, und den wür-  
digen Prediger meiner Vaterstadt, Herrn Fa-  
b r i c i u s, der noch rüstig fortwirkte, wieder  
zu sehen. Die Schule meines Geburtsortes fand  
ich unter der Leitung des letzteren in sehr gu-  
tem Zustande; der oberste Lehrer derselben,  
Herr W i t t c h e n, der jetzt als Prediger zu  
G r o ß - L o m n i s seine Bemühungen für Men-  
schenbildung fortsetzt, stand allgemein in großer  
Achtung, und verdiente es allerdings, daß man  
ihm ein besonderes Vertrauen und eine beson-

dere Zuneigung bewies. Er war ein trefflicher Schulmann, so wie er jetzt ein trefflicher Religionslehrer ist. Ungeheim war mir der Besuch von mehreren meiner Schulfreunde, unter denen besonders Herr Scherfel, in Fella, und Herr Bene, jetzt in Leibitz, sich als geschickte, vielverdiente Schulmänner auszeichnen.

Bey dem hochbetagten, ehrwürdigen katholischen Pfarrer meiner Vaterstadt, Nimes, fand ich eine sehr freundliche, wohlwollende Aufnahme. Der Ort ist wohl, so wie die meisten Zipser Städte, fast ganz protestantisch; indeß besteht doch in jeder derselben, also auch in Poprad, eine katholische Pfarre, der der zehnte Theil der Feldfrüchte des Ortes zufällt, so daß die Pfarrer, besonders in theuern Jahren, sehr bedeutende Einkünfte haben. Da nun diese Einkünfte größtentheils von den Grundstücken der Protestanten bezogen werden, ohne daß diese von den katholischen Pfarrern kirchliche Dienstleistungen erhalten: so kann man, vernünftiger Weise, um so mehr von Seiten der letztern nichts

anderes als eine duldsame, billige und friedfertige Gesinnung gegen die Bekenner der evangelischen Kirche, und ein von Eigennuß, Kargheit und Chikane freyes Benehmen bey Erhebung des Zehends erwarten. Wenn der Landesfürst jemanden ein so bedeutendes Benefiz, als der Zehend ist, zugesteht: so will er auch immer, daß seine Unterthanen darunter nicht leiden, und von den Beszern dieses Benefizes nicht geneckt und auf eine harte, widerwärtige Art behandelt werden. Geschiehet dieß dennoch, so geschiehet es sicher gegen den Willen und die Gesinnung des Monarchen. Ob alle Zipser Pfarrer sich in dieser Sache so benehmen, als zu wünschen ist, weiß ich nicht; aber so viel ist gewiß, daß der obenerwähnte ehrwürdige Geistliche, N i m e s, sich auch in dieser Hinsicht so betrug, als einem Lehrer der Religion der Sanftmuth und der Liebe zukommt. Er war kein Nimmersatt, und begnügte sich lieber mit etwas weniger, als daß er durch eine überstrenge Haltung auf sein Recht andern hätte wehe thun, oder durch Kleinliche, eines Ne-

ligionslehrers unwürdige Neckereyen den Frieden stören, oder wohl gar durch unerlaubte, eigenmächtige Verzögerungen hinsichtlich der Einhebung des Zehends andern Schaden zufügen mögen. Daher wurde er auch von den Popradern, welche von jeher sich durch ihre Friedensliebe empfahlen, verehrt und geliebt; man hörte von keinen Spannungen, Reibungen und Streitigkeiten unter ihnen und ihm, und ob er gleich in einem sehr hohen Alter starb, so starb er ihnen doch zu früh. Aber noch immer lebt er bey ihnen in einem guten Andenken fort, und alles erinnert sich an ihn mit Achtung, Wohlwollen und Dank. Denn dieß ist die Wirkung und der schöne Lohn eines Lebens, wie es das Christenthum von seinen Bekennern, besonders von seinen Lehrern verlangt.

Die Zipfer Gespanschaft, in welcher meine Vaterstadt liegt, ist fast von lauter Deutschen bewohnt, und mit kleinen Städten gleichsam übersät. Unter diesen sind besonders die sogenannten XVI Kronstädte bemerkenswerth. Sie

haben ihre eigene politische Verfassung, und stehen unter einem königlichen Administrator und einem selbstgewählten Grafen. Einst besaßen sie schöne Privilegien; aber diese sind nach und nach verloren gegangen. Ihre Deutschen Bewohner, die bereits vor mehreren Jahrhunderten in diese rauhe Gegend eingewandert sind, haben dieselbe gut angebaut und dadurch verschönert. Sie zeichnen sich durch Betriebsamkeit aus, und ihre Haupt-Nahrungszweige bestehen in Flachsbau, Leinwandhandel und Branntweimbrennerey. In den zwey königlichen Freystädten, K e s m a r k und L e u t s c h a u, wird auch ein ziemlich starker Handel mit Weinen aus den nicht sehr weit entfernten Tokayer Gebirgen (oder der sogenannten Hegyala) getrieben. Im Ganzen ist hier weder die Natur sehr ergiebig, noch die Lage der Provinz für Handel und Gewerbe günstig. Es ist daher angestrenzte Thätigkeit und Genügsamkeit nothwendig, wenn man sich hier ehrlich durchs Leben bringen will. Einst waren auch dieß die Haupttugenden der Zipser Deutschen. Aber das zu vie-

le Papiergeld hat auch auf sie einen höchst nachtheiligen Einfluß geäußert. Der Schein-Reichthum, zu dem sie gelangten, machte sehr viele von ihnen träge und weichlich, und verleitete sie, sich an zu viele Bedürfnisse zu gewöhnen, deren Befriedigung nun schwer hält. Man kann es jetzt nicht ohne Mitleid und Bedauern wahrnehmen, wie auch hier, wo sonst Einfachheit und Demuth herrschten, der böse Geist der Hofart, der Eitelkeit und eines unsinnigen Luxus um sich gegriffen und den Charakter verdorben hat. Besonders scheint das weibliche Geschlecht von demselben merklich bethört zu seyn. Es ist jetzt hier nichts Seltenes, Bürgerstöchter in feinen Stoffen gekleidet und ihren Puz zur Schau tragen zu sehen, deren Väter wohl manchen Morgen mit der Frage erwachen mögen: was werden wir essen? was werden wir trinken? Als vor einigen Jahren hie und da die Theaterwuth das junge Volk ergriff, und Söhne und Töchter aus den arbeitenden Classen eine Freude daran fanden, Theater-Prinzen und Theater-Prinzessinnen vorzustellen, wurde

vollends der Kopf der jungen Leute verrückt; das Arbeiten wollte nicht mehr behagen, und die erträumte Welt, in der man schwärmte, machte mit der wirklichen, in der man leben mußte, unzufrieden. Daraus entstand nun wieder nichts Gutes. Die eingetretenen bösen Zeiten werden jedoch hoffentlich auch auf die Zipser wohlthätig wirken, und sie auf den verlassenen Weg der Natur, zu angestrenzter Betriebsamkeit, Einfachheit und Genügsamkeit zurück führen.

In den zwey königlichen Freystädten Keszmark und Leutschau haben die Protestanten Gymnasien, von denen das in der ersten Stadt sehr stark besucht wird. Die Bürger- und Landschulen dieser Provinz befinden sich fast durchgängig in gutem Zustande, daher nach allen Seiten hin eine merkliche Bildung und viel gesunder Menschenverstand. Unter dem Adel zeichnen sich mehrere Familien durch höhere Geistesbildung und Humanität des Charakters aus. Der Obergespann von Zipsen, Graf Emanuel v. Esaky, gehört zu den kenntnißreichsten und

geschmackvollsten Männern des Landes. Von der Marjassyschen Familie sind mir mehrere gebildete Mitglieder bekannt geworden. Herr Gregor v. Berseviczy zu Groß-Lomnitz hat sich auch der gelehrten Welt als ein trefflicher Kopf bekannt gemacht. Herr Georg v. Görgey, in Leutschau, zeichnet sich durch viele Kenntnisse und eine liberale und menschenfreundliche Denkungsart aus. In dem Herrn v. Policsany, in Hunsdorf, habe ich einen sehr gefälligen Mann, in der Frau v. Petroczy, zu Leutschau, eine trefflich gelesante und witzige Dame, in dem jetzigen Administrator der XVI Kronstädte, Freyherrn v. Fischer, einen affablen, um die Verschönerung der Städte Igló, Keszmark und Leutschau verdienten Mann gefunden. Mehrere der Genannten habe ich später kennen gelernt, und von den meisten Beweise von wohlwollender Gesinnung erhalten.

In Zipsen befindet sich jener Theil der Carpaten, der Tatra heißt. Hier sind diese merkwürdigen Alpen am höchsten, und gewähren ei-

nen majestätischen Anblick. Der am Fuße derselben, oberhalb des Dorfes Groß = Schlagendorf, befindliche Sauerbrunnen ist trefflich, und wird im Sommer stark besucht. Noch vorzüglicher und von ganz besonderer Stärke ist der Sauerbrunnen zu Neu = Lublau, der jedes Jahr von vielen Brunnengästen getrunken, und zu stärkenden Bädern benutzt wird. Auch an andern mineralischen Quellen fehlt es diesem Ländchen nicht.

Ich machte mehrere Ausflüge in die umliegende Gegend, und genoß in sehr vielen gutgesinnten Familien großes Vergnügen. Ueberall fand ich die liebeichste Aufnahme. Herzlich freute ich mich, die würdigen Religionslehrer Scholz, in Maszdorf, wo ich in dem Hause meines Schwagers Blaszy wiederholte Beweise von Liebe erhielt, Lang, in Michelsdorf, und Schmiß, zu Groß = Lomniß, wieder zu sehen. Bey dem letzteren, der nun als erster Prediger und Mährisch = Schlesischer Superintendent in Bielitz, trotz seinem höheren Alter, mit jugendlich rüstiger Kraft für die Sa-

che der Wahrheit, der Tugend und Religion fortwirkt, weilte ich etwas länger, und fühlte mich in seinem Hause sehr wohl und froh.

In Resmark hatte ich die große Freude, meinen Jugendlehrer und nachherigen treuen Freund, Herrn Professor Generfich, zu umarmen, der sich durch seinen Alfred und Sophron, seine Wilhelmine und eine Weltgeschichte für Frauenzimmer auch als Schriftsteller um die Jugend verdient gemacht hat. Er gehört zu den kenntnißreichsten, humansten und verdientesten Schulmännern der Oestreichischen Monarchie. — Unweit Resmark, in Leibitz, hatte ich das Vergnügen, eine ältere, dort verheirathete Schwester von mir wieder zu sehen.

In Leutschau besuchte ich den damaligen vielverdienten Rector des evangel. Gymnasiums, jetzigen Deutschen Pfarrer zu Klausenburg, in Siebenbürgen, Herrn Martin Liedemann, einen beredten, gebildeten und in hohem Grade dienstfertigen Mann. Sehr würdige Männer fand ich auch in den dasigen

zwey evangelischen Predigern, Hermann und Osterlamm, von denen der erste für den vorzüglichsten Kanzelredner in Ungarn galt, und der letzte als wahrer, thätiger Menschenfreund seines Gleichen sucht. Als ein trefflicher Schulmann wurde mir Professor Fuchs gerühmt. Der Lehrer der hiesigen, sich auszeichnenden Mädchenschule, Herr Senowiz, hat sich um die Bildung der weiblichen Jugend große und bleibende Verdienste erworben. Leutschau ist zwar eine kleine, unreinliche und auch ihrer schlechten Wege halber etwas unangenehme Stadt; aber man findet in derselben viele gebildete Familien, und mehr als anderwärts Gelegenheit, seine Kinder besser zu erziehen. Auch scheinen die Einwohner von dem bösen Geiste eines unsinnigen Luxus noch am wenigsten angesteckt, vielmehr etwas stark haushälterisch und sparsam zu seyn.

In der freundlichen Kronstadt Sglo, wo die Administration der Provinz ihren Sitz hat, genoß ich in mehreren Familien, besonders bey den H. Lingisch und Lumnicz, frohe

Stunden. Ueberhaupt wurde mir überall ein so gütiger Empfang und eine so gastfreundliche Bewirthung zu Theil, daß ich hieran nie ohne Nührung und Dank zurückdenken kann.

---

### Rückreise nach Wien.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte in meiner Heimath trat ich meine Rückreise nach Wien an. Zwey Kaufleute, Pribradny und Berger, fuhren dahin zum Jubilate-Markte. Ich gesellte mich ihnen bey, und wir nahmen uns einen etwas schweren Wagen mit fünf Pferden auf. Wir schlugen den kürzesten Weg ein, und reisten durch die Liptauer, Thurozer, Urver, Trentschiner und Neutraer Gesspanschaften, die fast von lauter Slaven bewohnt werden.

In Slavischen Gegenden ist es nicht angenehm zu reisen. Man findet in denselben wenige bequem eingerichtete Gasthöfe, und ist in Ansehung der Bewirthung größtentheils übel

daran. Es ist daher gut, wenn man sich, besonders im Liptauer Comitate, selbst mit Nahrungsmitteln versorgt.

Eine der größten Unannehmlichkeiten in Slavischen Gegenden liegt für den Reisenden in dem Umstande, daß das Slavische Volk den Branntwein so außerordentlich liebt, und daher gerne in den Wirthshäusern sich herumtreibt. Ist man nun genöthigt, in der Schenkstube oder doch nahe daran die Nacht zuzubringen, so muß man sich fast immer auf mehrere schlaflose Stunden gefaßt machen. Denn der Lärm der Branntweintrinker ist gewöhnlich so groß, daß an keinen Schlaf zu denken ist. Die Slaven sind überhaupt sehr lebhaft und geschwätzig; haben sie sich vollends durch Branntwein exaltirt, so wissen sie ihrer Lustigkeit und Muthseligkeit fast keine Grenzen zu setzen, und da der gemeine Mann noch überdieß sehr roh ist, und sich in seiner oft Imuthwilligen Lustigkeit durch keine Rücksichten auf andere stören läßt, so hat der Reisende, den sein Unstern in einen Gasthof führt, wo trinkende Slovaken heysam-

men sind, einen üblen Stand. Wir erfuhren dieß mehrmahls, besonders in der Liptauer Gespannschaft, deren Einwohner aus der untern Classe im Ganzen noch merklich roh sind, daher man auch einen Menschen, der sich durch auffallende Unhöflichkeit auszeichnet, in Zipsen einen groben Liptaken zu nennen pflegt. Unter den adeligen Familien dieser Gegend soll es mehrere geben, die sich durch feinere Sitten und Gastfreundschaft auszeichnen.

In St. Nikolau, einem Marktflecken, in welchem es, so wie überhaupt in Slavischen Flecken und Städten, nicht wenig Leben gibt, wohnen auch viele Juden, die sich größtentheils vom Kleinhandel nähren. Bey Nikolau ist die Wag, obgleich ihr Ursprung nicht weit entfernt ist, schon fahrbar. Man kann für eine sehr billige Zahlung von hier bis Komorn auf diesem reißenden Flusse hinabfahren, der sich bey gedachter Festung in die Donau ergießt, und auf diese Weise das nördlichste Ungarn mit dem schwarzen Meere, vermittelst der Donau, verbindet. Die Reise auf der Wag hat in so

fernt manches Ungeheme, als ihr Lauf durch manche mahlerisch schöne Gegenden geht. Aber sie ist nicht ganz ohne Gefahr, und auf den platten Flößen, auf denen sie gemacht werden muß, muß man sich mancherley Unbequemlichkeiten gefallen lassen. Da übrigens der Fluß rasch fortfließt, so kann man, wenn Wind und Wetter günstig sind, in wenigen Tagen in *Rom* seyn, wo sich, wenn man die Reise nach *Pesth* und *Ofen*, oder nach der *Türkey* zu fortsetzen will, schon größere bedeckte Schiffe vorfinden, die mehr Bequemlichkeit und Sicherheit gewähren.

Da wir durch gebirgige Gegenden reisten, so bedurften wir eines schwerern Fuhrwerkes. Dieser Umstand machte aber auch, daß wir nur langsam vorrückten. Das Wetter war regnerisch und rauh, und ich wäre den Qualen der Langenweile schwerlich ganz entgangen, wenn ich nicht in meinen Reisegefährten junge Männer gefunden hätte, mit denen sich ein vernünftiges Wort reden ließ. Sie zeigten viel Wißbegierde, und ich mußte ihnen von Deutsch-

land viel erzählen. Schnell genug verfloß uns die Zeit, und je näher wir einander kennen lernten, desto mehr wünschten wir, noch weiter als bis Wien mit einander reisen zu können.

Die Wege in den Gespannschaften, durch die wir fuhren, sind größtentheils sehr schlecht, und es wäre wohl zu wünschen, daß in Ungarn auf die Straßen mehr und strenger gesehen würde. Wir waren öfters der Gefahr ausgesetzt, umzuwerfen, und in Moräften blieben wir auch einige Male stecken.

Auch führte uns unser Weg über mehrere ziemlich steile Anhöhen, und über einen Berg, der noch steiler ist als der Stures bey Neusohl. Er heißt Altwater. Es mochte ungefähr vier Uhr des Nachmittags seyn, als wir in der Nähe desselben, in Gombasch, ankamen. Hier wurde nun berathschlagt, ob wir es noch an diesem Tage wagen sollten, über den gedachten Berg zu fahren. Die Stimmen waren getheilt. Ich war mit der Gegend unbekannt, und überließ die Entscheidung meinen

zwey Reisegefährten, welche diesen Weg schon gemacht hatten. Da ich übrigens das schnelle Reisen liebe, so war ich herzlich froh, daß man beschloß, weiter zu fahren. Dieß Wagstück hätte uns indeß leicht übel bekommen können.

Wir ließen unserm Wagen mehrere Ochsen vorspannen, und begannen unsern Zug über den Alt-Water. Es währte lange, bis wir den hohen Gipfel erreichten. Sieht man von demselben die Straße hinab, die man gefahren ist, so möchte man bey der Steile derselben fast erschrecken und schwindeln. Auf dem Haupte des Berges bezahlten wir die Vorspann, und ließen sie zurückkehren. Wir sahen uns nun allein, in einer öden, waldigen Gegend, in der noch viel Schnee lag. Der Weg war auch meinen Reisegefährten nicht genau bekannt, die Gegend nicht ganz sicher, und die Nacht vor der Thüre. Unsre Gewehre in Bereitschaft haltend, zogen wir weiter. Aber noch waren wir nicht ganz aus dem Walde, als wir auch vor Finsterniß fast keinen Schritt weit mehr sehen konnten. Wir wußten am Ende nicht, wo wir uns

eigentlich befanden, und ob wir links oder rechts, oder gerade vor uns hinfahren sollten. Unstre Lage war um so mißlicher, da wir, des rauhen und regnerischen Wetters wegen, nicht unter freyem Himmel übernachten konnten.

Spät in der Nacht glückte es uns endlich, ein Dorf zu erreichen, das an der Wag liegt, und Kerpelany heißt. Alles schlief hier schon, und wir erblickten nirgends mehr Licht. Mit Mühe gelang es uns, einen Menschen aufzutreiben, den wir um den Nahmen des Ortes befragen konnten. Von ihm erfuhren wir, zu unserm Leidwesen, daß es in demselben kein Wirthshaus gebe. Wir ließen uns zum Edelmann des Dorfes geleiten, und hofften, hier unser Unterkommen zu finden. Doch wie sehr irrten wir uns! Wir würden sehr unfreundlich abgewiesen, und wußten nun nicht, was zu thun sey. Unser Begleiter rieth uns, zum Richter des Ortes unsre Zuflucht zu nehmen. In stockfinstrier Nacht fuhren wir zu diesem hin, jeden Augenblick darauf gefaßt, auf dem lan-

gen Wege dahin angefallen und beraubt zu werden.

Der Ortsrichter nahm uns, glücklicher Weise, auf, und wies unserm Wagen einen Platz unter dem Schoppen an, der von der Wohnstube ziemlich entfernt, und, wie es uns schien, fast ganz offen lag. Um uns etwas zu erwärmen, traten wir in die ärmliche Hütte, die nicht einmahl mit einem Ofen, sondern bloß mit einem schlechten Kamine versehen war. Mich quälte der Durst, und ich bath um Wasser. Brunnenwasser hätte man gar nicht, hieß es. Ich wünschte daher Wasser aus dem vorbeystromenden Flusse. Aber man hatte kein reinliches Gefäß. Man griff nach einem Kochtopfe, an welchem noch Ueberbleibsel von der Grütze hingen, die man diesen Abend gegessen hatte, und wollte mir darin Wasser hohlen. Ich verbat es mir, und mußte mich entschließen, meinen Durst mit einem Tokayer zu löschen, der ihn indeß eher vermehrte als stillte.

Meine Reisegefährten, die ihr Geld auf dem Wagen hatten, wollten diesen nicht allein

lassen, sondern entschlossen sich, auf demselben unter dem halb offenen Schoppen ihr Nachtlager aufzuschlagen. Für mich wurde in der engen Bohnstube auf dem Fußboden eine schlechte Streu gemacht, auf die ich mich, von den Strapazen des Tages ermüdet, hinlagerte. Doch da war an keinen Schlaf zu denken. Unsrer Wirthsleute hatten von uns im voraus einiges Geld als Zahlung für die Aufnahme erhalten, und schickten sogleich um Branntwein. Man fing an zu trinken; auf dem Kamine wurde ein neues Feuer gemacht; die Hitze und der große Qualm waren für mich fast unerträglich; der Branntwein wirkte, und man fing an, zu schwätzen und zu schäkern. Aus den Gesprächen der Leute merkte ich, daß in diesem Dorfe sich wohl nur selten ein Reisender einquartiert haben mochte; sie hielten uns für reiche Leute, und mir wurde etwas bange. Nach ein Paar Stunden ließ man, zu meiner Freude, das Feuer auf dem Kamine ausgehen, und lagerte sich in Betten und auf Bänke hin. Doch meine Freude verwandelte sich bald in Besorgniß. Die

Heute flüfterten einander so verdächtig zu, daß es mir schien, als schwebte ich in Gefahr. In-  
 deß hörte nach und nach das Gepisper auf, und ich hoffte, daß ich nun ruhig einschlafen wür-  
 de. Doch so gut sollte es mir nicht werden. Kaum fing ich an, etwas einzuschlummern: so  
 entstand neben meinem Kopfe im Stroh und in der Nähe meines schlechten Lagers ein ziem-  
 liches Geräusch, und ich merkte bald genug, daß Mäuse und Motten um mich herumliefen. Da  
 diese unangenehmen Gäste mich durchaus zu kei-  
 ner Ruhe kommen lassen wollten, so stand ich  
 auf, und legte mich auf eine bloße Bank hin.  
 Doch am Ende derselben befand sich ein Wand-  
 schrank, in welchem wahrscheinlich Eßwaren ge-  
 halten wurden. In diesem Schranke rumor-  
 ten die Mäuse laut herum, und da mehrere  
 an meinem Kopfe dicht vorbey liefen, so hielt  
 ich es für das Beste, aufzustehen, und in sitzen-  
 der Stellung den Morgen zu erwarten.

Es währte auch nicht lange, so fing es an,  
 etwas zu grauen. Gegen vier Uhr Morgens  
 verließ ich die Stube, um mich nach meinen

Reisegefährten umzusehen, die ich, ihres weit bessern Nachtlagers wegen, beneidet hatte. Auch sie waren bereits erwacht. Als sie mich erblickten, erzählten sie mir, daß sie im Grunde nicht besser daran gewesen wären als ich. Sie hatten nicht nur durch Kälte gelitten, sondern auch in beständiger Besorgniß geschwebt, überfallen und beraubt zu werden. Gerade über dem Wagen saßen überdieß viele Hühner, von denen sie auf verschiedene Weise incommodirt worden waren. Auch sie hatten fast nichts geschlafen.

Wir fuhren nun nach einer Stunde ab, und sahen bald ein, daß es für uns ein großes Glück war, daß wir in der Nacht nicht weiter gefahren waren. Der Weg nach dem Orte, in welchem wir eigentlich hatten übernachten wollen, war so außerordentlich schlecht, daß wir im Finstern sehr leicht verunglücken konnten. An mehreren Stellen sank unser Fuhrwerk so tief ein, daß wir Vorspann nehmen mußten, um es herausziehen zu lassen. An einer Stelle, ohnweit N o l e s o v a, war der Weg abschüssig und zu schmal; unser Wagen gleitete abwärts,

und unsre Pferde versanken beynahe in einer großen Grube, die voll Morast war. Nur mit Hülfe mehrerer Ochsen, und auch da nur mit großer Mühe und Anstrengung, wurden unser Fuhrwerk und unsre Pferde aus dem Moraste gezogen. Fuhren wir diesen Weg in finstret Nacht, so war es fast gewiß, daß wir verunglückten, und dabey vielleicht unser Leben verloren.

Wir wird die Nacht in Kerpelany und der darauf folgende Vormittag unvergeßlich bleiben.

Bey dem Orte Sutschan führt eine Brücke über den Wagfluß. Sie war einst in der Regel in so schlechtem Zustande, daß die Fuhrleute, die über sie fuhren, gewöhnlich vorher ihr Haupt entblößten, und zu Gott betheten, daß er ihnen glücklich hinüber helfe. Vor einigen Jahren brach ein schwer beladener Wagen durch, und stürzte in den tiefen Strom. Und doch muß man hier einen Brückenzoll entrichten! Es ist unverantwortlich, daß man diese

Brücke nicht schon längst solider gebaut hat. Ich weiß auch nicht, ob dieß jetzt schon geschehen ist.

Je mehr man sich der Stadt Preßburg nähert, desto gefälligere Menschen, bessere Gasthöfe und freundlichere Sitten trifft man an. Man muß sich in der That herzlich freuen, sobald man wieder unter Deutsche kommt, und ich dankte Gott, als wir das freundliche Preßburg erreichten. Hier fand ich bereits meinen Freund aus Wien, den nachherigen Superintendenten von beyden Galizien, Bredesky, der die Gefälligkeit hatte, mir zehn Meilen weit entgegen zu kommen. Mit ihm und den wackern zwey Kaufleuten, Prihradny und Berger, die ich recht lieb gewonnen hatte, ging ich ein Paar Tage darauf nach meinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte, nach Wien, ab.

---

Am Schlusse meiner Reisebemerkungen dringen sich mir mancherley Betrachtungen auf, und ich kann mich nicht enthalten, meinen jun-

gen Lesern und Leserinnen einige derselben mit-  
zuthellen.

Vor allem andern tritt dabey recht lebhaft  
der Gedanke an die Flüchtigkeit und Hinfällig-  
keit des menschlichen Lebens vor meine Seele.  
Wie viele treffliche Menschen, deren ich in  
dieser kurzen Reisebeschreibung erwähne, sind  
seitdem von dem Schauplatze irdischer Wirk-  
samkeit abgetreten, und dahin abgegangen, wo  
unsre wahre Heimath ist! Mehrere von ihnen  
standen noch in keinem höheren Alter, und  
schienen auf ein recht langes Leben rechnen zu  
dürfen. Und doch mußten sie dahin! — Aber  
noch leben sie fort in dem Andenken derer, de-  
nen sie genützt haben, und mehrere von ihnen  
verbreiten durch ihre Werke fortwährend viel  
Gutes. Jünglinge und Jungfrauen, oft trete  
der Gedanke an eure Hinfälligkeit vor eure See-  
le, und ermuntre euch, so zu leben, daß man  
euch dankbar segne, wann ihr auch schon längst  
nicht mehr seyd!

Unter denen, die seitdem zur ewigen Ruhe  
eingegangen sind, erwähne ich besonders des um

die Deutsche Jugend hochverdienten Director  
 S a l z m a n n. Er starb am 31sten October 1811.  
 Bis zu seinem Tode beschäftigte ihn die Leitung der  
 von ihm gegründeten, weltberühmten Erziehungs=  
 Anstalt zu S c h n e y f e n t h a l. Als er fühlte,  
 daß sein Ende nahe sey, bestellte er sein Haus,  
 nahm von den Seinigen (er hinterließ d r e y =  
 z e h n Kinder, viele Enkel und mehrere Uren=  
 kel) Abschied, setzte sich auf sein Sopha hin,  
 ließ sich, um seine Seele noch zu Gott zu er=  
 heben, von einer seiner Töchter aus einer Schrift  
 von Z o l l i k o f e r vorlesen, und verschied da=  
 bey ganz leicht und sanft. Seiner Anordnung  
 gemäß, ist seine Ruhestätte bloß mit einem  
 Hollunderstrauche bezeichnet worden. Einer sei=  
 ner jüngeren Söhne, C a r l, hat, seinem Wil=  
 len gemäß, die Direction des Institutes über=  
 nommen. Dieses befindet sich fortwährend in  
 einem blühenden Zustande, und es werden ge=  
 genwärtig an demselben sogar Kinder aus Spa=  
 nien und Amerika erzogen.

Auch der, dem ich mein Leben und des Gu=  
 ten sehr viel zu danken habe, mein redlicher,

3. B.

D

von allen, die ihn kannten, hochgeachteter Vater, verließ schon im Jahre 1805 die Welt, nachdem mir Gott die Freude geschenkt hatte, ihn noch zwey Mahl zu sehen. Sein Leben war eine fast ununterbrochene Thätigkeit, und andern zu dienen, die größte Freude für ihn. Ruhe seiner Asche!

Mein vertrautester Freund, Bredesky, ein Mann in seinen besten Jahren, voll Leben und Kraft, ward der Welt und mir, leider! auch durch einen frühzeitigen Tod entrissen. In frühern Jahren erwach er sich als öffentlicher Lehrer in Dedenburg große Verdienste um die Jugend. Späterhin kam er als Prediger nach Wien, dann nach Krakau, und endlich nach Lemberg, wo er als Galizischer Superintendent am 20sten Junius 1812 in seinem vierzigsten Lebensjahre starb. Für die Jugend sind von ihm mehrere brauchbare Schriften erschienen, und in seinen ämtlichen Verhältnissen wußte er sich allgemeine Hochachtung und Liebe zu erwerben. Alles, was ihn kannte, ward durch die Nachricht von seinem Tode bestürzt. Bey

seiner Beerdigung herrschte die tiefste Trauer, und unzählige Thränen flossen um ihn. In Lemberg gab es nur wenige Leichenbegängnisse wie das seinige. Zwanzig schwarz und weiß gekleidete Mädchen — seine Confirmandinnen — begleiteten den Sarg von der einen, eben so viele Knaben von der andern Seite. Unter dem zahlreichen Leichenzuge befanden sich viele aus den hohen Ständen, viele katholische Beamte, Leidtragende von den verschiedensten Religionen. In jeder Kirche, an welcher der Zug vorbeyging, wurde geläutet. Groß und tief war die Trauer um ihn. Friede sey mit der Asche des geliebten Freundes!

Auch Bredesky's Amts = Nachfolger, Fuchs, ein würdiger, sehr verdienter Mann, folgte seinem Vorfahren nach wenigen Jahren in die Ewigkeit nach.

Als ich durch Sachsen und Preussisch-Schlesien reiste, war überall der tiefste Friede, und niemand konnte damahls das Ungewitter ahnden, das zwey Jahre darauf über diese Gegenden losbrach. Und was ist in dieser Hinsicht nicht

alles späterhin geschehen! wie unendlich viel haben diese Länder durch Französischen Uebermuth und Druck gelitten! aber wie ungemein viel ist in denselben auch für die Befreyung Europens von einem unerträglichen Joche gethan worden! Hier wurde Napoleons, des Unüberwindlich = Scheinenden, Stolz gebrochen, und seiner Herrschaft der Todesstreich versetzt. Welch' eine Reihe von großen Begebenheiten umfaßt der Zeitraum von 1804 bis 1816! Und wie viele sichtbare Spuren einer über alles waltenden höheren Macht biethet derselbe dar! Wie oft fühlen wir uns dabey zu dem Ausrufe gestimmt: Des Herrn Rath ist bisweilen wunderbar; aber er führet es herrlich hinaus!

Nicht selten schien es mir, als hätte ich gefehlt, die Stelle, die mir in Schlesien so vertrauensvoll angetragen worden war, auszuslagen, und dem Rufe nach Wien zu folgen, wo ich — aufrichtig gestanden — in mancher Hinsicht bey weitem das nicht gefunden habe, was ich erwartete. Bisweilen traten Augenblicke ein, wo ich darüber nicht wenig miß-

muthig würde. Allein im Jahre 1812 und 1813 wurde es mir recht klar, wie viele Ursache ich hätte, der Vorsehung zu danken, daß sie meinem Schicksale keine andere Wendung gab. Die Gegend in Schlesien, wo ich hätte wirken sollen, wurde der Schauplatz blutiger Scenen und zahlloser Drangsale, unter denen meine dasigen Freunde unendlich viel litten, und denen ich vielleicht unterlegen wäre. So ist der Mensch oft mit mancher Wendung seines Schicksals unzufrieden, für die er doch in spätern Jahren die Hand der Vorsehung dankbar zu segnen, sich veranlaßt sieht. Darum ist es das Beste, immer treu und redlich seine Pflicht zu thun, allezeit nach bester Einsicht und Ueberzeugung zu handeln, das Uebrige aber Gott anheim zu stellen, und ihm auch dann unerschütterlich fest zu vertrauen, wenn das Leben sich in finstre Nacht hüllt, und Tage kommen, die uns nicht gefallen wollen.

Wie oft die Vorsehung durch gering scheinende Umstände und Zufälle auf unser Leben und unser Wohl einwirke, habe auch ich sehr

oft, und besonders auch bey Gelegenheit meiner hier beschriebenen Reise erfahren. Es schien ganz zufällig, daß ich mit dem jungen Kaufmanne, Herrn Prihradny, meine Rückreise nach Wien machte. Und doch hatte dieser an sich geringfügige Umstand die wichtigsten Folgen für mein künftiges Leben. Dieser wackre Mann leitete nämlich damahls die Handlung einer achtungswürdigen Familie zu Iglo, deren Versorger (J. S. Laßgallner) mit Tode abgegangen war, und mehrere Töchter zurückgelassen hatte. Was er von den letztern erzählte, zog meine Aufmerksamkeit auf sich, und nach einem Jahre sah ich mich mit der ältesten derselben ehelich verbunden, und mit diesem rechtschaffenen, einsichtsvollen Manne, der eine jüngere Schwester heirathete, verschwägert. Wenn ich nun in vollem Maße genieße, was man häusliches Glück zu nennen pflegt, und ich auf die ursprüngliche Quelle desselben zurückgehe, so war es vorzüglich der Umstand, daß ich mit jenem Kaufmanne nach Wien reiste, was den Grund zu meinem gegenwärtigen Le-

benzglücke legte. So ist oft ein unbedeutend scheinender Zufall der Anfangspunct unsrer wichtigsten Lebensereignisse. Dem Blicke des frommen Sehers entgeht dabey jedoch nie das Walten einer unsichtbaren, höheren Hand.

Da ich die angenehme Hoffnung hege, daß manche meiner jungen Leser und Leserinnen an meinem Leben freundlichen Antheil nehmen: so wird man mir es wohl nicht mißdeuten, wenn ich noch etwas länger von mir selbst spreche, und ihnen von mir bey dieser Gelegenheit noch Folgendes erzähle:

Nur ein Jahr lang bekleidete ich in *Wien* die Stelle eines obersten Lehrers an der protestantischen Schulanstalt; aber an dieses Jahr kann ich nie anders als mit Rührung und Freude zurück denken. Meine Schüler und Schülerinnen gewährten mir durch ihren Fleiß und ihre gute Aufführung viel Vergnügen, und nur mit schwerem Herzen trennte ich mich von ihnen, als ich mich entschlossen hatte, die Stelle eines Predigers an der *Wiener* evang. Gemeinde *Augsburger* Confession zu übernehmen. Der

huldreiche Monarch vertraute mir bald darauf das Amt und die Würde eines geistlichen Rathes bey dem hiesigen landesfürstlichen Consistorium N. C. an, dem die oberste Leitung aller evangelischen Gemeinden in Oestreich, Steyermark, Illyrien, Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien obliegt. Das Amt eines Religionslehrers hat mir viele Beschwerden und Opfer auferlegt; ich habe dabey manche schmerzliche Erfahrung gemacht; bisweilen gerade da Fühllosigkeit und schnöden Undank gefunden, wo ich am meisten auf Theilnahme und Dank rechnen zu dürfen glaubte; manches gelitten, und meinem Berufe zwölf Jahre, die schönsten und besten meines Lebens, meine Gesundheit und einen bedeutenden Theil meines Vermögens aufgeopfert. Aber im menschlichen Leben geht es nun einmahl nicht anders. Gott hat mir dafür, außer dem Lohne, der in dem Bewußtseyn einer nützlichen Wirksamkeit und treu erfüllter Pflicht liegt, auch manche Freude in der Außenwelt zu Theil werden lassen. Die Beweise von Wohlwollen, die ich von vielen Edelden-

fenden erhielt, die Guld und Güte, mit der mehrere auf dem Wiener = Congreß versammelte gekrönte Häupter meine wohlgemeinten Bemühungen für das Wahre und Gute würdigten und lohten, besonders die Merkmahe hoher Gnade, die ich von Oestreichs verehrtem Monarchen, Franz I., zu empfangen das Glück hatte, waren rührend, tröstend, aufheiternd, ermunternd und stärkend für mich. Mein Familienleben gewährt mir immerfort Freude und Labfal, und nirgends fühlt sich mein Herz wohler, als in dem Kreise meiner drey Kinder und ihrer guten, redlichen Mutter. Aber die zwölfjährigen Beschwerden des Predigeramtes, besonders meine vielen Besuche und Amtsverrichtungen in den Civil = und Militär = Krankenhäusern, so wie in den Hütten der Armuth, der Noth und des Elendes, haben einen nachtheiligen, zerstörenden Einfluß auf meine Gesundheit geäußert, und schon längst in mir den Wunsch und oft ein lebhaftes Verlangen nach mehr Ruhe geweckt. Diese meine Sehnsucht ist nun auch befriedigt. Ich habe mich von den

Predigergeschäften losgesagt, und bloß die Stelle eines landesfürstlichen Consistorial = Rathes beybehalten, weil mein gütiger Monarch nicht geruhet hat, mir, so wie ich wünschte und bath, dieselbe abzunehmen. Die huldreichen Neuerungen, die ich bey dieser Gelegenheit aus dem Munde des erhabenen Souverains zu vernehmen, das Glück hatte, die meinem Herzen unvergeßliche Bereitwilligkeit, mit welcher der Kaiser auch meine äußerliche Lage zu erleichtern geruht hat, und die Beweise von Wohlwollen und Vertrauen, die ich auch von Seiten hoher und höchster Staatsbehörden erhalten, haben mein Herz sehr erfreut, und mich zu freudiger Fortsetzung meiner ämtlichen Wirkksamkeit in hohem Grade ermuntert. Und so werde ich denn, so lange mir Gott das Leben fristet und Kraft schenkt, fortarbeiten für das allgemeine Beste, fortarbeiten auch für dich, geliebte Deutsche Jugend, damit ich einst, wenn ich am Ziele meiner irdischen Pilgrimschaft stehe, mit Vergnügen auf die Vergangenheit zurück

sehen, und mit getrostem Sinn und froher  
Hoffnung nach jener Welt hinblicken kann, in  
die mir bereits so viele theure, geliebte Seelen  
vorangegangen sind.

---

II.

Einige Aussprüche des weisen Sirach.

---

Alle Weisheit ist von Gott, dem Herrn, und ist bey ihm ewiglich.

Das Wort Gottes, des Allerhöchsten, ist der Brunnen der Weisheit, und das ewige Geboth ist ihre Quelle.

Die Furcht des Herrn macht das Herz fröhlich, und gibt Freude und Wonne ewiglich.

Gott lieben, ist die schönste Weisheit, und wer sie ersiehet, der liebet sie; denn er siehet, welche große Wunder sie thut.

Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, und ist im Herzensgrunde allein bey den Gläubigen.

Wer den Herrn fürchtet, dem wird es wohl gehen, und wenn er des Trostes bedarf, wird er gesegnet seyn!

Siehe zu, daß deine Gottesfurcht nicht Hüncheley sey, und diene dem Herrn nicht mit falschem Herzen.

Suche nicht Ruhm bey den Leuten, und habe Acht, was du redest, glaubest oder vorhast.

---

Halte dich an Gott, und weiche nicht, auf daß du immer stärker werdest.

Alles, was dir widerfährt, das leide, und sey geduldig in allerley Trübsal. Denn gleich wie das Gold durchs Feuer, so werden die, die Gott gefallen, durchs Feuer der Trübsale bewähret.

Die, so ihr den Herrn fürchtet, harret auf seine Gnade, und weicht nicht, auf daß ihr nicht zu Grunde gehet. Sehet an die Exempel der Alten, und merket sie. Wer ist jemahls zu Schanden geworden, der auf ihn gehoffet hat? wer ist jemahls verlassen worden, der in der Furcht Gottes geblieben ist? oder wer ist jemahls von ihm verschmähet worden, der ihn angerufen hat? Denn der Herr ist gnädig und

barmherzig, und vergibt Sünde und hilft in der Noth.

Wehe denen, die an Gott verzagen, und nicht festhalten, und dem Gottlosen, der hin und her wanket. Wehe den Verzagten, denn sie glauben nicht, darum werden sie auch nicht beschirmet.

---

Wer Gott fürchtet, der ehret auch den Vater, und dient seinen Aeltern, und hält sie für seine Herren.

Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme. Denn des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder.

Spotte deines Vaters Gebrechen nicht, denn es ist dir keine Ehre. Den Vater ehren, ist deine eigene Ehre, und deine Mutter verachten, ist deine eigene Schande.

Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter, und betrübe ihn ja nicht, so lange er lebet.

Und halte ihm zu gut, wenn er kindisch würde, und verachte ihn ja nicht darum, daß du geschickter bist.

Der Wohlthat, dem Vater erzeiget, wird nimmermehr vergessen werden. Wer aber seinen Vater verläßt, der wird geschändet, und wer seine Mutter betrübet, der ist verflucht von dem Herrn.

---

Liebes Kind, bleibe gern im niedern Stande; das ist besser als alles, wonach die Welt trachtet.

Je höher du bist, um so mehr demüthige dich, so wird dir der Herr hold seyn. Denn er ist der Allerhöchste, und thut doch große Dinge durch die Demüthigen.

Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz.

Wer sich gern in Gefahr begibt, der verdirbt darin.

Ein vermessener Mensch machet ihm selbst viel Unglücks, und richtet einen Jammer nach

dem andern an. Denn Hochmuth thut nimmer gut, und kann nichts denn Arges daraus erwachsen.

---

Liebes Kind, laß den Armen nicht Noth leiden, und sey nicht hart gegen den Dürstigen. Verachte den Hungrigen nicht, und betrübe den Dürstigen nicht in seiner Armuth.

Einem betrübten Herzen mache nicht mehr Leides, und verziehe die Gabe dem Dürstigen nicht. Die Bitte des Elenden schlage nicht ab, und wende dein Angesicht nicht von dem Armen.

Höre den Armen gern, und antworte ihm freundlich und sanft.

Errette den, dem Gewalt geschieht, von dem, der ihm Unrecht thut, und sey unerschrocken, wenn du urtheilen sollst.

Benimm dich gegen die Waisen, wie ein Vater, und gegen ihre Mutter, wie ein Hausvater.

Die Weisheit erhöhet ihre Kinder, und nimmet die auf, die sie suchen. Wer sie lieb hat, der hat das Leben lieb, und wer sie fleißig sucht, wird große Freude haben. Wer fest an ihr hält, der wird große Ehre erlangen, und was er vornimmt, zu dem wird der Herr Glück geben.

Rede nicht wider die Wahrheit, und schäme dich nicht, zu bekennen, wo du gelehrt hast.

Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod, so wird Gott, der Herr, für dich streiten.

Sey nicht ein Löwe in deinem Hause, und nicht ein Wütherich gegen dein Gesinde.

Deine Hand soll nicht aufgethan seyn, immer zu nehmen, und zugeschlossen, nimmer zu geben.

---

Verlaß dich nicht auf deinen Reichthum, und denke nicht: Ich habe genug für mich. Folge deinem Muthwillen nicht, ob du es gleich vermagst, und thue nicht, was dich gelüstet,

und denke nicht, wer will mirs wehren? Denn der Herr, der oberste Rächer, wird es rächen.

Denke nicht: ich habe wohl mehr gesündigt, und ist mir nichts Böses widerfahren; denn der Herr ist wohl geduldig, aber er wird dich nicht ungestraft lassen.

Verziehe nicht, dich zum Herrn zu befehlen, und schiebe es nicht von einem Tage auf den andern.

Laß dich nicht einen jeglichen Wind führen, und folge nicht einem jeglichen Wege, wie die unbeständigen Herzen thun; sondern sey beständig in deinem Wort, und bleibe bey einerley Rede.

Sey bereit zu hören, und antworte, was recht ist, und übereile dich nicht.

Neden bringt Ehre, und Neden bringt auch Schande, und den Menschen fällt seine eigene Zunge.

Sey nicht ein Ohrenbläser, und verleumde nicht mit deiner Zunge.

Ein Dieb ist ein schändliches Ding, aber ein Verleumder ist viel schändlicher.

Dünke dich nicht zu klug, jedermann zu tadeln.

Wer alles zum Besten auslegt, der macht sich viel Freunde, und wer das Beste zur Sache redet, von dem redet man wiederum das Beste.

---

Halte es mit jedermann freundlich, vertraue aber unter Tausenden kaum Einem.

Vertraue keinem Freunde, du habest ihn denn erkannt in der Noth. Denn es sind viele Freunde, so lange sie genießen können, aber in der Noth halten sie nicht. Und es ist mancher ein Freund, der bald zum Feinde wird, und wüßte er einen Mord auf dich, er sagte es nach. Weil dir wohl gehet, so ist er dein Gesell, und lebt in deinem Hause, als wäre er auch Hausherr; geht dir aber übel, so stehet er wider dich, und läßt sich nirgends finden.

Ein treuer Freund ist ein starker Schuß; wer den hat, der hat einen großen Schatz.

Ein treuer Freund ist mit keinem Geld noch Gut zu bezahlen.

Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens; wer Gott fürchtet, der kriegt solch' einen Freund.

---

Liebes Kind, laß dich die Weisheit ziehen von Jugend auf, so wird ein weiser Mann aus dir. Stelle dich zu ihr, wie einer, der da ackert und säet, und erwarte ihre guten Früchte. Du mußt eine kleine Zeit um ihretwillen Mühe und Arbeit haben; aber gar bald wirst du ihre Früchte genießen.

Halte dich zu der Weisheit von ganzem Herzen, und bleibe mit allen Kräften auf ihrem Wege. Forste ihr nach, und suche sie, so wirst du sie finden, und wenn du sie erhältst, so laß sie nicht wieder von dir. Denn endlich wirst du Trost von ihr haben, und dein Leid wird dir in Freude gekehret werden, und ihre Fesseln werden dir ein Schirm, und ihre Hals-eisen ein herrliches Kleid werden. Sie hat eine

goldene Krone mit einer Purpurhaube. Dasselbige Kleid wirst du anziehen, und dieselbige schöne Krone wirst du aufsetzen.

Sey gerne bey den Alten, und wo ein weiser Mann ist, zu dem halte dich. Wo du einen vernünftigen Mann siehest, zu dem komme mit Fleiß, und gehe stets aus und ein bey ihm.

---

Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses. Halte dich vom Unrecht, so trifft dich nicht Unglück.

Säe nicht auf den Acker der Ungerechtigkeit, so wirst du sie nicht ernten siebenfältig.

Nichte nicht Aufruhr an in der Stadt, und hänge dich nicht an den Pöbel.

Spotte des Betrübten nicht; denn es ist einer, der kann beydes, erniedrigen und erhöhen.

Gewöhne dich nicht an Lügen, denn das ist eine schändliche Gewohnheit.

Einen treuen Knecht und fleißigen Arbeit-

ter halte nicht übel, einen frommen Knecht habe lieb.

Ehre deinen Vater von ganzem Herzen, und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist, und was kannst du ihnen dafür thun, was sie an dir gethan haben?

Laß die Weinenden nicht ohne Trost, sondern traure mit den Traurigen.

Fürchte den Herrn von ganzem Herzen, und halte seine Priester in allen Ehren.

Was du auch thust, so bedenke immer das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun.

Berachte das Alter nicht; denn wir gedenken auch alt zu werden.

Berachte nicht, was die Weisen reden, sondern richte dich nach ihren Sprüchen.

Leihe nicht einem Gewaltigeren als du bist; leihest du aber, so achte es als verloren.

Wandere nicht mit einem Tollkühnen, daß er dich nicht in Unglück bringe.

Mit Narren halte keinen Rath, denn es  
gehet ihnen nicht zu Herzen.

Offenbare dein Herz nicht jedermann; er  
möchte dir übel danken.

Gib einen alten Freund nicht auf, denn du  
weißt nicht, ob du so viel am neuen kriegst. Ein  
neuer Freund ist ein neuer Wein; laß ihn alt  
werden, so wird er dir wohl schmecken.

Geselle dich zu frommen Leuten, und sey  
fröhlich, doch mit Gottesfurcht.

---

Das Werk lobet den Meister.

Ein weiser Regent ist strenge, und wo ei-  
ne verständige Obrigkeit ist, da gehet es ordent-  
lich zu.

Wie der Regent ist, so sind auch seine  
Amtleute; wie der Rath ist, so sind auch die  
Bürger.

Den Hoffärtigen ist beydes, Gott und die  
Welt, feind, denn sie handeln vor allen beyden  
unrecht.

Heute König, morgen todt.

Hoffart treibt zu allen Sünden, und wer darin stecket, der richtet viel Gräuel an.

Der Mensch ist nicht böse geschaffen.

Die Gott fürchten, halten ihren Regenten in Ehren, darum behüthet er sie.

Es soll sich beydes, der Reiche und der Arme, der Große und der Kleine, keines andern rühmen, denn daß sie Gott fürchten.

Es taugt gar nichts, daß man einen Armen verschmähet, und einen reichen Gottlosen ehret. Fürsten, Herren und Regenten sind in großen Ehren; aber so groß sind sie nicht als der, so Gott fürchtet.

Du sollst niemanden rühmen um seines großen Ansehens willen, noch jemanden verachten um seines geringen Ansehens willen. Denn die Biene ist ein kleines Thierchen, und gibt doch die allersüßeste Frucht.

Viele Tyrannen haben müssen herunter auf die Erde sitzen, und ist dem die Krone aufgesetzt worden, auf den man nicht gedacht hätte. Viele große Herren sind zu Boden gegangen,

und gewaltige Könige sind andern in die Hände gekommen.

Urtheile nicht, ehe du die Sache vernimmst, und laß die Leute vorher ausreden.

Verdamme niemanden, ehe du die Sache zuvor erkennest.

Menge dich nicht in fremde Sachen, und setze nicht bey unrechtem Urtheil.

---

Mein Kind, stecke dich nicht in mancherley Händel; denn wo du dir mancherley vornimmst, wirst du nicht viel daran gewinnen.

Mancher karget und sparet, und wird dadurch reich, und denket, er habe etwas vor sich gebracht, und spricht: nun will ich gut Leben haben, essen und trinken von meinen Gütern, und er weiß nicht, daß sein Stündlein so nahe ist, und muß alles Andern lassen und sterben.

Wenn dir's wohl gehet, so gedenke, daß dir's wieder übel gehen kann, und wenn dir's übel gehet, so gedenke, daß dir's wieder wohl gehen kann.

Willst du Gutes thun, so siehe zu, wenn du es thust, so verdienst du Dank damit.

Thue dem Frommen Gutes, so wird dir reichlich vergolten, wo nicht von ihm, so geschieht es gewißlich vom Herrn.

Traue deinem Feinde nimmermehr. Denn gleichwie das Eisen immer wieder rostet, also läßt er auch seine Tücke nicht. Und ob er sich schon neiget und bückt, so halte doch an dich, und hütthe dich vor ihm. Und wenn du gleich an ihm polierest, wie an einem Spiegel, so bleibt er doch rostig.

Der Feind gibt wohl gute Worte, und beklaget dich sehr, und stellet sich freundlich; er kann auch dazu weinen; aber im Herzen denkt er, wie er dich in die Grube fälle, und bekommt er Raum, so kann er deines Blutes nicht satt werden. Will dir jemand Schaden thun, so ist er der erste, und stellet sich, als wollte er dir helfen, und fället dich meuchlerisch. Seinen Kopf wird er schütteln, und in die Faust schlagen, deiner spotten, und das Maul aufwerfen.

---

Wer Pech angreift, der besudelt sich damit, und wer sich zum Hoffärtigen gesellet, der lernet Hoffart.

Geselle dich nicht zum Gewaltigen und Reichen, du ladest sonst eine schwere Last auf dich. Was soll dir der irdene Topf bey dem ehernen Topf? Denn wo sie aneinander stoßen, so zerbricht er. Der Reiche thut Unrecht, und troßt noch dazu; aber der Arme muß leiden, und dazu danken. So lange du jenem nützlich bist, braucht er deiner; aber wenn du nicht mehr kannst, so läßt er dich fahren.

Ein jegliches Thier hält sich zu seines gleichen; so soll ein jeglicher Mensch sich gesellen zu seines gleichen.

Wohl dem, der kein böses Gewissen hat, und seine Zuversicht ihm nicht entfallen ist.

---

Wer viel sammelt, und sich selber nichts Gutes thut, der sammelt es andern, und andere werden es verprassen.

Das ist ein böser Mensch, der nicht sehen mag, daß man den Leuten Gutes thut, sondern wendet sein Angesicht weg, und erbarmet sich niemandes.

Alles Fleisch verschießt wie ein Kleid, denn es ist der alte Bund: Du mußt sterben!

Alles vergängliche Ding muß ein Ende nehmen, und die damit umgehen, fahren auch dahin.

Wenn der Mensch lange lebet, so lebet er hundert Jahre. Gleichwie ein Tröpflein Wasser gegen das Meer, und wie ein Körnlein gegen den Sand am Meer, so geringe sind seine Jahre gegen die Ewigkeit.

Lerne zuvor selbst, ehe du andere lehrest. Hilf dir zuvor selbst, ehe du andere heilest. Strafe dich zuvor selber, ehe du andere beurtheilest.

Spare deine Buße nicht, bis du krank wirst, sondern bessere dich, weil du noch sündigen kannst. Verziehe nicht, fromm zu werden, und harre nicht mit der Besserung deines Lebens bis in den Tod.

Folge nicht deinen bösen Lüsten, sondern  
brich deinen Willen.

Sey nicht ein Prasser, und gewöhne dich  
nicht an das Schlemmen, auf daß du nicht zum  
Bettler werdest, und wenn du nimmer Geld  
im Säckel hast, auf Wucher nehmen müßest.

Wein und Weiber bethören die Weisen.

Hörst du was Böses, das sage nicht nach;  
denn schweigen schadet dir nicht. Offenbare es  
nicht, wenn du dieß ohne böses Gewissen thun  
kannst. Denn man höret dir wohl zu, und mer-  
ket darauf, aber man hasset dich gleichwohl.

Hast du etwas gehöret, so laß es mit dir  
sterben, so hast du ein ruhiges Gewissen, denn  
du wirst ja nicht davon bersten. Nur ein Narr  
bricht heraus, und wenn in ihm ein Wort  
steckt, so ist's, als wenn ein Pfeil in der Hüfte  
steckt.

Es entfährt oft einem ein Wort, und er  
meinet es doch nicht also; denn wer ist, dem  
nicht zuweilen ein Wort entfähret?

Urglistigkeit ist nicht Weisheit, und der Gottlosen Tücke sind keine Klugheit.

Ein Vernünftiger merkt den Mann an seinen Gebärden. Denn seine Kleidung, sein Laufen und sein Gang zeigen ihn an.

---

Es strast einer oft seinen Nächsten zur Unzeit, und thäte weislicher, wenn er schwiege.

Es ist besser, frey strafen, denn heimlich Haß tragen.

Ein weiser Mann schweigt, bis er seine Zeit erfiehet; aber ein jäher Narr kann die Zeit nicht erharren.

Es glückt manchem in bösen Sachen, aber es gedeihet ihm zum Verderben.

Ein weiser Mann macht sein Geschenk werth mit lieblichen Worten; aber was die Narren schenken, machen sie selbst unwerth.

Des Narren Geschenk wird dir nicht viel frommen; denn mit einem Auge gibt er, und mit sieben Augen sieht er, was er dafür kriegt.

Wenn ein Narr auch etwas Gutes redet, so taugt es doch nicht, denn er redet es nicht zu rechter Zeit.

Ein Dieb ist nicht so böse, als ein Mensch, der sich gewöhnt, zu lügen, aber zuletzt kommen sie beyde an den Galgen.

Ein weiser Mann, der sich nicht brauchen läßt, und ein vergrabner Schatz, wozu sind beyde nütze?

---

Fliehe vor der Sünde, wie vor einer Schlange; denn so du ihr zu nahe kommst, so sticht sie dich. Ihre Zähne sind wie Löwenzähne, und tödten den Menschen.

Die Gottlosen gehen zwar auf einem feinen Pflaster, dessen Ende aber der Hölle Abgrund ist.

Eines weisen Mannes Lehre fließt dahin, wie eine Fluth und wie eine lebendige Quelle. Des Narren Herz ist wie ein Topf, der darinnen rinnet, und kann keine Lehre halten.

Ein Narr guckt frey einem zum Fenster hinein; aber ein Vernünftiger bleibt draußen stehen.

Die unnützen Schwäßer plaudern, was nicht zur Sache dient; die Weisen aber wägen ihre Worte mit der Goldwage.

Die Narren haben ihr Herz im Maul; aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen.

Ein Narr lacht überlaut; ein Weiser lächelt ein wenig.

Wenn der Gottlose einem Schalk fluchet, so fluchet er sich selber.

---

Wer einen Narren lehret, der flicht Scherben zusammen.

Ueber einen Todten soll man nicht so sehr trauern; denn er ist zur Ruhe gekommen.

Es ist leichter Sand, Salz und Eisen tragen, als einen unverständigen Menschen.

Wer unter die Vögel wirft, der scheucht sie weg, und wer seinen Freund schmähet, der zertrennet die Freundschaft.

Bleibe treu deinem Freunde in seiner Ar-  
muth, daß du dich mit ihm freuen mögest, wenn  
es ihm wohl gehet.

---

Wenn du in der Jugend nicht sammelst,  
was willst du im Alter finden?

D wie fein stehet es, wenn die grauen  
Häupter weise, und die Alten klug, und die  
Herren vernünftig und vorsichtig sind.

Zwey Stücke sind, die mich verdrießen:  
wenn man einen streitbaren Mann zuletzt Ar-  
muth leiden läßt, und die weisen Rätze zuletzt  
verachtet.

Ein Kaufmann kann sich schwer hüten vor  
Unrecht, und ein Krämer vor Sünden.

Gleichwie der Ofen bewähret die neuen Töp-  
fe, also bewahret die Trübsal des Menschen  
Sinn.

Wer den Stein in die Höhe wirft, dem  
fällt er auf den Kopf. Wer heimlich sticht, der  
verwundet sich selbst.

Vergib deinem Nächsten, was er dir zu Leide gethan hat, und bitte dann, so werden dir deine Sünden auch vergeben.

Die Ohrenbläser und falschen, bösen Mäuler sind verflucht; denn sie verwirren viele, die guten Frieden haben.

Die Geißel macht Striemen; aber ein böses Maul zerschmettert Beine und alles. Viele sind gefallen durch die Schärfe des Schwertes; aber nirgends so viele, als durch böse Mäuler.

Du verzäunest deine Güter mit Dornen; warum machst du nicht vielmehr deinem Munde Thür und Kiegel? Du wägest dein Gold und Silber; warum wägest du nicht auch deine Worte auf der Goldwage? Hüthe dich, daß du nicht dadurch gleitest, und fallest vor deinen Feinden, die auf dich lauern.

Es ist besser, einer sey arm, und dabey frisch und gesund, denn reich und ungesund. Gesund und frisch seyn, ist besser denn Gold, und ein gesunder Leib ist besser, denn großes

Gut. Es ist kein Reichthum zu vergleichen einem gesunden Leibe, und keine Freude des Herzens Freude gleich. Der Tod ist besser, als ein sieches Leben.

Mache dich nicht selbst traurig, und plage dich nicht selbst mit deinen eigenen Gedanken; denn ein fröhliches Herz ist des Menschen Leben, und seine Freude ist sein langes Leben.

Traurigkeit tödtet viele Leute, und dienet doch zu nichts.

Eifer und Zorn verkürzen das Leben, und Sorge macht alt vor der Zeit.

Wachen nach Reichthum verzehret den Leib, und darum sorgen, läffet nicht schlafen.

Wer Geld lieb hat, der bleibet nicht ohne Sünde, und wer Vergänglichendes sucht, der wird mit vergehen.

Viele kommen zu Unfall um des Geldes willen, und verderben darüber vor ihren Augen. Die ihm opfern, die stürzet es, und die Unvorsichtigen fänget es. Wohl dem Reichen, der unsträflich gefunden wird, und nicht das Geld' suchet. Wo ist der? so wollen wir ihn

loben, denn er thut große Dinge unter seinem Volk.

Die Esse prüfet das gelöthete Eisenwerk; also prüfet der Wein der Frevler Herzen, wenn sie trunken sind.

Thue nichts ohne Rath, so gereuet dichs nicht nach der That.

Unweise Leute betrügen sich selbst mit thörichten Hoffnungen, und Narren verlassen sich auf Träume.

Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten, und will den Wind haschen. Träume sind nichts anders, als Bilder ohne Wesen.

Die Augen des Herrn sehen auf die, so ihn lieb haben. Er ist ein gewaltiger Schuß, eine große Stärke, ein Schirm wider die Hitze, eine Hütte wider den heißen Mittag, eine Huth wider das Straucheln, eine Hülfe wider den Fall, der das Herz erfreuet, und das Angesicht fröhlich macht, und gibt Gesundheit, Leben und Segen.

---

Mein Kind, prüfe, was deinem Leibe gesund ist, und siehe, was ihm ungesund ist; das gib ihm nicht.

Ueberfülle dich nicht mit allerley niedlicher Speise.

Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben, von Mutterleibe an, bis sie in die Erde begraben werden, die unser aller Mutter ist. Da ist immer Sorge, Furcht, Hoffnung, und zulezt der Tod, sowohl bey dem, der in hohen Ehren sitzt, als bey dem Geringssten auf Erden; sowohl bey dem, der Seide und Krone trägt, als bey dem, der einen groben Kittel an hat. Da ist immer Zorn, Eifer, Widerwärtigkeit, Unfriede und Todesgefahr, Neid und Zank.

Geld und Gut macht Muth; aber noch mehr die Furcht des Herrn.

Siehe zu, daß du einen guten Nahmen behältst; der bleibt gewisser, denn tausend große Schätze Gold. Ein Leben, es sey wie gut es wolle, so währt es eine kurze Zeit; aber ein guter Nahme bleibt ewiglich.

---

## III.

Georg Faltner.

**W**as bist du so sehr in Gedanken? Was geht in deiner Seele vor? Sey nicht verschlossen, lieber Mann, und entdeck' mir deine Sorge und deinen Kummer!

So sprach Susanne, die sorgliche Gattin, zu ihrem Manne Jakob Faltner, der, in sich gekehrt, in einem Winkel der Stube saß, und von trüben Sorgen niedergedrückt schien.

Jakob Faltner schwieg, und winkte bloß durch eine Bewegung der Hand dem treuen Weibe, ihn in Ruhe zu lassen.

Da kam der einzige Sohn des Hauses, Georg, in das Zimmer. Munter, aber nicht muthwillig, vertrauensvoll, aber nicht unbescheiden, nahte er sich dem Vater.

Morgen, so sprach der Sohn, morgen haben wir Examen. Morgen ist ein freudenvoller Tag!

Wohl dir, sagte der Vater mit ernstem Lächeln, wenn der morgende Tag kein angstvoller Tag für dich ist!

Warum sollt' er dieses seyn? versetzte der Knabe. Ich fürchte mich nicht. Was in der morgenden Prüfung durchgegangen wird, hab' ich ganz inne. Ich hoffe, es soll ganz gut gehen!

Und wenn die Prüfung vorbey, und die ihr folgenden freien Tage zu Ende sind, was soll dann mit dir geschehen? Wirfst du die Schule auch fernerhin besuchen? fragte der Vater.

Etwas traurig antwortete Georg: Der Lehrer hat mir heute bange gemacht. Er sagte mir, für mich sey die hiesige Schule nicht mehr. Ich könne in derselben nichts weiter lernen. — Lieber Vater, es wäre schmerzlich für mich, wenn ich nun gar keinen Unterricht mehr erhielte! Wie wenig ist's, was ich bisher gelernt habe! Recht viel wünsche ich noch zu lernen, um einst der Welt recht nützen zu können!

Wenn nun aber in unsrer Dorffschule, ver-  
setzte der Vater, nichts mehr für dich zu lernen  
ist. —

Vater! rief Georg bittend aus, gebt mich  
in eine Stadtschule, wo ich vieles lernen kann!  
Gebt mich, ich bitte euch, in eine Stadtschule!

Du bittest um etwas, was deinem Ver-  
stande und deinem Herzen Ehre macht, sprach  
der Vater. Aber, mein Sohn, du scheinst nicht  
daran zu denken, daß, wenn ich dich in eine  
Stadtschule schicken soll, ich Geld dazu nöthig  
habe. Und Geld — mein Sohn! — Geld ist  
meine Sache nicht. — Doch sey getrost! Was  
nicht ist, kann werden. Geh, zerstreue dich  
etwas im Garten, und wiederhohle, was im  
Examen vorkommen wird.

Georg nahm ein Paar Schulbücher, eilte  
damit in den Garten, und wiederhohlte für die  
Prüfung. Die Worte des Vaters: „Was  
nicht ist, kann werden!“ hallten in sei-  
nem Ohre wieder, und erfüllten sein Herz mit  
freudiger Hoffnung.

Susanne, sprach Jakob Faltner, und reichte seinem Weibe traulich die Hand, komm', setze dich zu mir. Bist immer die Vertraute meiner Sorgen gewesen. Sey dieß auch jetzt!

Die verständige, treue Gattinn ließ sich neben dem wackern Manne nieder, streichelte sanft lächelnd seine Stirne, und sprach: Die Falten übertriebner Sorgen ziemen dem Manne nicht.

Susanne, versetzte Faltner, tadle mir die Sorge, die mich beschäftigt, nicht! Sie gilt meinem und deinem Sohne. Herzlich lieben wir ihn beyde. Treulich möcht, ich alle meine Pflichten gegen ihn erfüllen.

Und hast du das bisher nicht immer gethan? sprach Susanne. Kann man dir hierüber einen Vorwurf machen? Georg hat an dir allezeit einen redlichen, treuen Vater gehabt. Er wird dir's noch nach deinem Tode danken.

Was für ihn bisher geschehen konnte, antwortete Faltner, ist wohl geschehen. Aber noch bleibt uns viel zu thun übrig. Der Knabe hat Talent; er hat wacker Lust zum Lernen,

und es kann aus ihm etwas Tüchtiges werden, wenn sein Talent gehörig ausgebildet wird. Unsere Dorfschule ist für ihn nicht mehr. Was darin gelernt werden kann, hat Georg schon gelernt. Gern, herzlich gern möchte' ich ihn in eine Stadtschule schicken; aber wie können wir die Kosten bestreiten, die das verursachen wird? Sieh, mein gutes Weib, das macht mich so besorgt und bekümmert. Nun höre, was ich meine. Gott hat uns das Kind geschenkt, und es uns am Leben, gesund und munter erhalten. Gott hat ihm schöne Anlagen verliehen. Dadurch hat er es uns zur Pflicht gemacht, für seine Bildung alles zu thun, was in unsern Kräften steht. Das beste Erbtheil, das wir ihm zurücklassen können, ist eine gute Erziehung. Wir haben nicht viel. Aber Gott wird uns nicht verlassen, wenn wir auch davon noch einen Theil auf unsern Georg verwenden. Den Acker an der langen Wiese — so denk' ich — verkaufen wir. —

Den Acker an der langen Wiese? fragte Susanne nicht ohne Verwunderung. Dein

schönstes, bestes Grundstück? Ein Erbtheil von deinem Großvater, woran du mit so vieler Vorliebe hängst?

Aber, gutes, liebes Weib, versetzte Faltner, es gilt ja das Glück unsers einzigen Kindes. Es ist wahr, das Grundstück ist mein schönstes und liebstes Eigenthum, und wenn ich es verkaufe, so wird uns in unsrer kleinen Wirthschaft viel abgehen. Wir werden, um uns durchzubringen, unsre einfache Lebensweise noch mehr vereinfachen, und noch rüstiger drauf los arbeiten müssen als bisher. Aber was thuts! Wird Georg nur dadurch glücklich gemacht, so soll uns nichts reuen, nichts zu schwer fallen!

Du bist ein guter, braver Vater! sprach Susanne, und klopfte dem Manne freundlich auf die Schulter.

Und du eine gute, brave Mutter! entgegnete Faltner, und schüttelte der Gattinn treuherzig die Hand. Es bleibt also bey meinem Vorhaben?

Es bleibe dabey! antwortete Susanne, Ich bin mit allem zufrieden, was du thust, besonders wenn es das Glück des Sohnes betrifft.

Freundlich trat bald darauf Georg in das Zimmer, und bath sich von dem Vater eines von dessen Büchern aus, um darin zu lesen. Denn Jakob Faltnier, obgleich ein Bauer, hatte sich doch nach und nach eine kleine Sammlung nützlicher Schriften angeschafft, in denen er fleißig las, und daher auch im Dorfe der studierte Jakob hieß.

Dem Sohne ward ein Buch gegeben. Des Vaters Gesicht heiterte sich auf. Er reichte Susannen die Hand, und sprach leise: Es wird alles gut gehen; laß uns nur Gott vertrauen!

---

Den Tag darauf wurde die Prüfung gehalten. Georg zeichnete sich dabey vor allen seinen Mitschülern aus, und erhielt großes Lob. Sein Vater besuchte noch diesen Tag den Pfarrer des Ortes, und theilte ihm sein Vorhaben mit, den Sohn in eine Stadtschule zu schicken.

Der Pfarrer lobte diesen Entschluß, und bemerkte, daß es Schade wäre, wenn Georgs schönes Talent nur halb ausgebildet bliebe.

Jakob Kaltner säumte nun nicht, seinen besten Acker feil zu biethen. Als dieß einer der reichsten Bauern im Dorfe vernahm, und erfuhr, warum Kaltner sein Grundstück verkaufen wolle, kam er zu ihm, reichte ihm die Hand und sprach: Kaltner, euer Acker wäre mir sehr lieb, und wollte ihr ihn durchaus loschlagen, so überlaßt ihn mir; ich will ihn euch seinem Werthe nach bezahlen.

Es thut mir freylich um den Acker leid, versetzte Kaltner, aber es hilft nun nichts, er muß verkauft werden. Gern überlaß ich ihn euch. Ihr seyd ein Ehrenmann!

Es ist mir nicht unbekannt, sprach der reiche Bauer, warum ihr euer Grundstück hingeben wollet. Es freut mich, daß ihr für euern Sohn so väterlich denkt. Georg ist allerdings ein braver Junge. Er hat mir im gestrigen Eßamen viel Freude gemacht. Einst kann er weit kommen. Ich wünsche das, und gern möcht'

ich dazu das Meinige beytragen. Höret denn, wie ich über die Sache denke. Es wäre Schade, wenn ihr das Grundstück verkauftet. Ich weiß, es ist ein Erbtheil von euerm braven Großvater. Ihr solltet es nicht hergeben. Doch ihr saget, daß ihr einiges Geldes bedürfet. Ich will euch, so viel ihr nöthig habt, auf euern Acker gern vorstrecken. Ihr sollt mir kleine Zinsen zahlen. Die Schuld traget ihr dann ab, wenn es euch möglich ist. Bedenket euch nicht; behaltet den Acker; ohnehin steigen die Grundstücke mit jedem Tag im Preise.

Jakob Faltn er wurde durch den Antrag des wackern Mannes tief gerührt. Er reichete ihm die Hand, dankte ihm herzlich für sein freundschaftliches Anerbiethen, und nahm es an. Noch diesen Tag erhielt er fünfzig Thaler vorgestreckt.

Susanne war auf dem Felde gewesen. Faltn er ging ihr, als sie nach Hause kehrte, mit heittrer Miene entgegen, und grüßte sie mit Herzlichkeit,

Dir ist etwas Angenehmes begegnet, sprach Susanne, man sieht dir die Freude des Herzens deutlich an.

Ja wohl ist mir etwas Angenehmes begegnet, versetzte Faltner, etwas, was ich in unsern Tagen nicht erwartet hätte. Ueberall ist jetzt der Eigennuß sehr groß; alles will heut zu Tage nur gewinnen; alles schachert und wuchert, und brave, uneigennützige Menschen sind jetzt fast so selten als die Cometen. Heut' hat sich aber ein recht wackerer Mann bey mir eingefunden, der eine Ausnahme von der Regel macht. Er will mir helfen ohne Eigennuß. Das hat mich herzlich gefreut.

Faltner erzählte nun Susannen alles, was sich während ihrer Abwesenheit zuge tragen hatte. Das gute Weib hatte darüber eine recht innige Freude. Nein, sagte sie, man soll auch an den Menschen nicht verzweifeln. Der guten, braven Leute gibt es noch manche.

Hast Recht, Susanne, versetzte Faltner, an wackern Menschen fehlt es niemahls ganz, wenn sie gleich sehr selten sind.

Das rechtschaffene Ehepaar überließ sich seinen angenehmen Empfindungen, und brachte den Abend vergnügt in dem kleinen Hausgarten zu. Georg freute sich hoch, als er vernahm, daß er nun wahrscheinlich nach der Stadt kommen würde, um die dasige Schule zu besuchen.

---

Jakob Faltner reiste zu Fuße selbst nach einer, mehrere Meilen weit entfernten Stadt, in welcher sich eine zweckmäßig eingerichtete, berühmte Schule befand, um dort für seinen Sohn einen Platz zu bereiten. Georg ward neu gekleidet, und ihm alles gekauft, was er in der Lehranstalt nöthig hatte.

Der Tag des Abschiedes erschien. Lindenwald — so hieß das Dorf, in welchem Faltner wohnte — lag in einer schönen Gegend, und ein Paar Hügel in der Nähe des Ortes gewährten eine reizende Aussicht. Der Vater durchstreifte mit dem Sohne, ehe dieser das väterliche Haus verließ, einen Theil der umliegenden Gegend, und ließ sich

mit ihm in lehrreiche Gespräche ein. Er machte ihn aufmerksam auf die Schönheiten und die reichen Segnungen der Natur, auf den gütigen Schöpfer derselben, und auf die Pflicht des Menschen, Freude und Segen um sich zu verbreiten.

Des Vaters Worte waren nicht vergebens gesprochen. Sie fielen gleich einem guten Samen auf gutes Land.

Als Georg den Tag darauf das älterliche Haus verließ, drückten ihn Vater und Mutter an das Herz, und der erstere sagte: Mein lieber Sohn, du gehst nun in die Fremde; sey dort so gut und so fleißig, wie du es hier gewesen bist! Laß uns nur Freude an dir erleben. Ich kann dir nichts Besseres mitgeben, als die Ermahnung des alten Tobias an seinen Sohn: „Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hütthe dich, daß du in keine Sünde willigest, und thust wider Gottes Geboth.“

Unter Thränen versprach der Sohn, gut zu seyn und gut zu bleiben. Der Vater begleitete ihn bis nach der Stadt, wo er ihn einer braven Familie übergab, bey der er wohnen sollte. Die Kost wollte man ihm zum Theil von Hause schicken, für das Uebrige aber der Familie, die ihn in ihr Haus aufnahm, monathlich eine kleine Summe zahlen.

---

Wir übergehen die Jahre, die Georg in der Stadtschule zubrachte, mit Stillschweigen. Nur so viel bemerken wir im Allgemeinen, daß er sich sowohl in seinem Fleiße, als in seiner guten sittlichen Aufführung gleich blieb, und sich dadurch die Achtung seiner Lehrer und Mitschüler in einem hohen Grade erwarb. Lange Zeit hindurch war seine äußerliche Lage nicht die angenehmste; er mußte sich manche Entbehrungen und Beschwerden gefallen lassen. Aber gerade dieß wirkte sehr vortheilhaft auf ihn; denn nichts bildet und stärkt den Charakter des Menschen so sehr, als der Kampf mit

den äußeren Umständen, Entbehrung, Anstrengung, Mangel und Noth.

Späterhin änderte sich Georgs Lage zu seinem Vortheil. Ein wohlhabender Kaufmann nahm ihn in sein Haus, und übergab ihm seine zwey kleinen Kinder zum Unterricht. Dafür erhielt er, außer freyer Kost und Wohnung, auch jeden Monath eine Belohnung im Gelde. Dieses hielt er zu Rathe, und seine Aeltern hatten nun nicht nur keine Ausgaben mehr auf ihn, sondern erhielten von ihm auch von Zeit zu Zeit kleine Summen, die er ersparte.

Der Kaufmann, in dessen Hause Georg sich befand, stand mit dem Inhaber einer großen Fabrik in Verbindung. Dieser lernte Georgen näher kennen, und gewann ihn lieb. Er that ihm daher den Vorschlag, sich dem Fabrikwesen zu widmen.

Georg fand diesen Vorschlag seiner Neigung entsprechend, und fragte bey seinen Aeltern an, ob er ihn annehmen sollte. Diese waren es vollkommen zufrieden, und Georg kam nun bald zu dem Fabrik-Inhaber, der darü-

ber ein so großes Vergnügen empfand, da er bemerkt hatte, daß der brave Jüngling sich auch Fertigkeit im Zeichnen erworben hatte, die ihm bey den Fabriksgeschäften gute Dienste leisten konnte.

Georg fand sich sehr bald in seine neuen Verhältnisse. Er fing von der untersten Stufe an, und arbeitete so wie jeder andere Lehrling. Sein Fleiß und Eifer am Webstuhle blieb sich immer gleich. In den Erholungsstunden las er entweder etwas Nützliches, oder er ging spazieren, und dachte über neue Dessains nach, die er dann zeichnete, und worunter manche von vorzüglicher Schönheit waren. Die danach gefertigten Waaren fanden großen Beyfall, und gingen reißend ab.

Auf diese Weise nützte Georg der Fabrik und ihrem Besizer sehr viel. Dieser erkannte es auch mit Dank, behandelte Georgen auf eine gütige und ausgezeichnete Weise, und übertrug ihm nach einigen Jahren einen Theil der Leitung der Fabrik.

Georg lebte und webte in seinen Geschäften. Er ließ es sich, wie man zu sagen pflegt, recht sauer werden, und vergaß dabey ganz auf seinen eigenen Vortheil. Nur das Beste seines Herrn lag ihm am Herzen. Dieses suchte er nach Kraft zu befördern, und wenn ihm so mancher den Vorwurf machte, daß er auf seinen Nutzen allzuwenig bedacht sey, so antwortete er gewöhnlich: Ich stehe jetzt im Dienste eines Andern, und es ist meine Pflicht, auf seinen Vortheil zu sehen; es wird schon einmahl eine Zeit kommen, wo ich auch auf meinen Nutzen werde sehen können.

Diese Zeit kam denn auch wirklich, wiewohl erst spät. Georg faßte nämlich den Entschluß, ein eigenes Geschäft anzufangen. Dieß war nun freylich mit großen Schwierigkeiten verbunden. Aber sie schreckten ihn nicht ab. Er hatte Vertrauen auf seine Kraft und auf Gott, und war fest überzeugt, daß sein Vorhaben ihm nicht mißlingen werde.

Ein reicher Mann that ihm den Vorschlag, sich mit ihm zu verbinden; er wollte das zur

Errichtung einer Fabrik nöthige Geld hergeben, Georg sollte alles anordnen und leiten, und dafür einen Theil des Nutzens ziehen.

Dieses Anerbiethen schien bey dem ersten Anblicke sehr reizend und annehmbar. Aber Georg, der sich nicht gern den ersten Eindrücken überließ, sondern alles, was er vornahm, erst mit aller Besonnenheit des Geistes und Ruhe des Gemüthes von allen Seiten erwog, fand bald, daß es gerathener für ihn sey, sich in jene vorgeschlagene Verbindung nicht einzulassen. Außerdem, daß man sich immer freyer und wohlter fühlt, wenn man sein eigener Herr ist, und ein Geschäft gewöhnlich weit leichter, besser und glücklicher führen kann, wenn man dabey nicht von dem Urtheile und dem Willen eines andern abhängt, gefiel es Georgen nicht, daß jener reiche Mann, der von dem Fabrikswesen keine nähere Kenntniß besaß, alles sogleich in das Große und Ungeheure treiben wollte. Dief widerstand Georgen. Er fand es vernünftiger, lieber klein anzufangen, und das Geschäft nach Umständen nach und nach zu erweitern.

Man wird wohl, sprach er, auf diese Art nicht schnell reich, aber auch nicht schnell arm, wenn es unglücklich geht. Man kommt — wenn das Glück nicht ganz ungünstig ist — auf diesem Wege etwas langsam, aber auch um so sicherer an das Ziel.

An dieser vernünftigen Ansicht hing Georg mit ganzer Seele, besonders seitdem ein angehender Kaufmann, den er genauer kannte, durch eine entgegengesetzte Handlungsweise sich und seine Familie in Schande und Unglück gestürzt hatte. Es besaß derselbe kein kleines Vermögen, und hätte es leicht allmählich um ein Beträchtliches vermehren können. Aber sein schwindelnder Geist riß ihn über die Grenzen der Besonnenheit und des Gleichmuthes hin; er wollte ein sehr reicher Mann werden, und das zwar bald, recht bald. „Entweder bald ein Millionär oder ein Bankerotteur!“ war seine gewöhnliche Redensart. Eines davon wurde er denn auch wirklich bald genug. Er ließ sich in große, gewagte Unternehmungen ein; einige derselben glückten, und er

gewann große Summen. Dieß war für ihn ein neuer, mächtiger Reiz, das Wagen fortzusetzen. Er überschritt dabey alle Grenzen; wagte zu viel, und verlor viel; er wollte den Verlust durch neues Wagen ersetzen; aber das Glück war ihm nicht günstig; binnen drey Jahren stak er tief in Schulden; seine Gläubiger ließen ihn gerichtlich mahnen; alles, was er besaß, ward ihm genommen; als leichtsinniger Bankerotteur sollte er ins Gefängniß; er entging dieser Strafe durch seine nächtliche Flucht; Schande und Verachtung folgten ihm; Frau und Kinder geriethen in Noth und Elend, und mußten nun von der Gnade wohlthätiger Menschen leben.

Diese Vorfälle hatten auf Georg einen tiefen Eindruck gemacht, und er hielt seitdem um so fester an dem wahren Grundsatz: daß es vernünftiger und klüger sey, klein anzufangen, und seine Geschäfte nur allmählich, nach Maßgabe der Umstände, zu erweitern.

Er nahm daher das Anerbiethen des reichen Mannes nicht an. Viele tadelten ihn deßhalb; aber er achtete darauf nicht, sondern ging fe-

sten Trittes seinen Weg fort, und blieb seinen Grundsätzen treu.

Mehrere Jahre hindurch arbeitete Georg im Stillen fort, und bloß drey Stühle waren bey ihm in Thätigkeit. Seine Waaren trug er oft selbst zu Markte, und begnügte sich mit einem mäßigen Vortheil. Da seine Fabrikate von vorzüglicher Güte waren, so gewann er bald von Seiten der Käufer volles Zutrauen, und da er still, eingezogen und mäßig lebte: so erwarb er sich nach und nach ein kleines Vermögen, das er mit jedem Jahre vergrößerte.

Georgs erste Sorge war, seinen guten Aeltern ihre alten Tage zu erleichtern. Er machte sie ganz schuldenfrey, und ließ ihnen von Zeit zu Zeit Unterstützung zufließen, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, sorgenfrey und mit größerer Bequemlichkeit als bisher zu leben.

Georg erweiterte nun auch seine Geschäfte. Er kaufte sich ein Haus, und ließ auf zwölf Stühlen arbeiten. Alles, was er unternahm, hatte den besten Fortgang. Er gewann immer

mehr Zutrauen, und man both ihm von allen Seiten her zu neuen Unternehmungen Gelder an. Doch er blieb seinem Grundsaze treu, nur langsamen, vorsichtigen Schrittes in seinem Geschaäfte fortzugehen. Tausend andere würden die Anerbiethungen von Geldanleihen mit vieler Freude angenommen haben, um desto mehr Unternehmungen wagen zu können. Georg aber dachte anders. Lieber will ich weniger gewinnen, sprach er wiederhohlt, und ein kleines Geschäft treiben, als mir Schulden aufbürden. Nur der kann zufrieden leben, der schuldenfrey ist.

Georgs kleine Fabrik erweiterte sich allmählich, und er war auf dem Wege, ein wohlhabender Mann zu werden, als ihn plößlich ein großes Unglück traf. In seiner Nachbarschaft brach in einer stürmischen Nacht Feuer aus. Es ergriff mit großer Schnelligkeit auch sein Haus. An Rettung desselben war nicht zu denken. Kaum daß die Einwohner mit ihrem Leben davon kamen. Die Flamme wüthete fürchterlich, und verzehrte beynabe den ganzen Ort.

Georgs Wohnung, obgleich gemauert, brannte ganz durch; seine Fabrik-Geräthschaften, alle vorräthigen Waaren, alle Möbeln wurden ein Raub des Feuers. Was er an Kleidung, an Wäsche, an Gelde besaß, ging verloren.

Da stand nun Georg am andern Tage auf der Brandstätte ärmer als je. Die Früchte eines vieljährigen, unermüdeten Fleißes waren mit Einem Mahle dahin; so manche schöne Entwürfe und Hoffnungen mit einem Mahle vereitelt.

Das Unglück war zu groß, als daß es Georgen nicht erschüttert hätte. Er fühlte sich ungemein betroffen, und seine Seele überfiel eine große Düsternheit. Den ganzen Tag nach dem Brande war er niedergeschlagen und fast kleinmüthig.

Doch dieser Zustand des Gemüthes änderte sich bald. Der gute, rüstig thätige und geschickte Mensch darf nie verzagen. In ihm liegt Kraft genug, sich über das Schicksal zu erheben, und auch in den Tagen großen Unglücks

den Muth und die Hoffnung nicht zu verlieren. Auch in Georgs Innerem regte sich bald genug diese höhere Kraft des edleren Menschen. Er fühlte sich schon am zweyten Tage ruhiger, gefaßter, heiterer. Ein stiller Blick zu Gott und das Vertrauen auf eigene Kraft und guten Willen gaben seinem Geiste und seinem Herzen neuen Schwung und neue Hoffnung. Mit einer Art von frommer Begeisterung wandelte er unter seinen unglücklichen Mitbürgern auf den Brandstätten herum, und sprach an sie Worte des Trostes und der Erheiterung, die ihres Eindrucks nicht verfehlten.

Seine Aeltern hörten von des Sohnes großem Unglücke, und versanken darüber in tiefe Betrübniß. Wie sehr erstaunten sie, als sie zu ihm kamen, und er ihnen mit heitrrer Miene entgegen eilte, sie über seine Unfälle tröstete, und dabey äußerte, er habe zwar beynahе alles verloren, aber sein Vertrauen und seine Hoffnung wären ihm geblieben, und er sähe daher der Zukunft mit getrostem Sinn entgegen.

Susanne, sprach der alte Falner zu seiner Frau, als Georg sich auf einige Augenblicke entfernte, unser Sohn ist gottesfürchtig und besitzt einen festen Glauben; er ist immerfort auf gutem Wege; laß uns nicht trauern; er verdirbt nicht; gib Acht, er wird sich bald wieder aufhelfen.

Die rechtschaffenen Aeltern beschloffen nun im Stillen, ihrem Sohne nach Kräften unter die Arme zu greifen, wie sie sich ausdrückten. Sie verpfändeten ihre Aecker und ihr kleines Haus, und brachten das darauf erhobene Geld dem Sohne.

Georg wurde durch diesen neuen Beweis älterlicher Liebe bis zu Thränen gerührt. Er weigerte sich, das Geld anzunehmen. Aber der Vater ergriff seine Hand, schüttelte sie treuherzig und sprach: Nimm es nur, lieber Sohn! Was von unsrer Seite geschehen kann, dir aufzuhelfen, geschieht mit Freuden. Wollte Gott, wir könnten mehr thun!

Was der Sohn auch immer einwenden mochte, die Aeltern wollten davon nichts hören,

und er mußte sich endlich entschließen, die ihm mit so vieler Liebe dargebrachte Summe anzunehmen. Doch erklärte er, daß er sie nicht als Geschenk, sondern als ein Darlehen betrachte, dessen Rückzahlung so bald möglich geschehen sollte.

Georgs Freunde, die großes Vertrauen in seine Geschicklichkeit und seine Redlichkeit setzten, beeiferten sich, ihn bey dem Aufbauen des beynahе völlig abgebrannten Hauses kräftig zu unterstützen. Nach einem Jahre hatte er die Freude, nicht nur die Wohnung, schöner als vorher, wieder hergestellt, sondern auch sein Geschäft von neuem in dem besten Gange zu sehen. Er verdoppelte seinen Fleiß und seinen Eifer. Was er unternahm und einleitete, geschah mit Ueberlegung und kluger Berücksichtigung der Zeit und der Umstände. Die Anzahl derer, die ihn aufrichtig schätzten, nahm immer mehr zu, die Geschäfte gingen gut, und Georg sah sich schon nach fünf Jahren ganz schuldenfrey. Das erste, was er zurück zahlte, war

die Summe, die er von seinen Nestern hatte annehmen müssen.

Als er, frey von Schulden, wieder freyer athmete, erweiterte er sein Gewerbe mit jedem Monathe, und verhehelichte sich mit einem Mädchen, das zwar nicht reich, aber durch Verstand, Liebe zur Arbeit, Genügsamkeit, reine, einfache Sitten und ein frommes Gemüth ausgezeichnet war. Still und einfach war die Lebensweise beyder, ihre Ehe ungemein glücklich.

Georgs Glücksumstände verbesserten sich mit jedem Jahre. Er ward am Ende ein reicher Mann, und gründete eine Fabrik, die in Ansehung ihres Umfanges sowohl, als ihrer trefflichen Einrichtung im ganzen Lande ihres Gleichen nicht hatte. Seine braven Nestern nahm er zu sich, und suchte ihnen ihre alten Tage so angenehm als möglich zu machen. Für Kirche und Schulen und andre gemeinnützige Anstalten that er viel. Er gründete eine eigene Lehranstalt für junge Leute, die sich dem Fabrikwesen widmen wollten, und wirkte auf

Erden überhaupt viel Gutes. Man wies auf ihn als auf ein merkwürdiges Beyspiel hin, wie weit man es durch Verstand, beharrliche Thätigkeit und Redlichkeit bringen könne.

Als er starb, trauerten Tausende um ihn. Seiner Leiche folgten fast alle seine Mitbürger, deren Achtung er in vollem Maße genoß, so lange er unter ihnen lebte. Unzählige Thränen flossen an seinem Grabe.

---

IV.

Die Insel St. Helena und Napoleon  
Bonaparte.

---

Unter den jungen Lesern dieser Schrift wird es vielleicht keinen einzigen geben, der noch nichts von St. Helena gehört haben sollte. In den letzten zwey Jahren ist die Aufmerksamkeit der Welt vorzüglich auf diesen Fleck der Erde gerichtet gewesen, und wird darauf gerichtet bleiben, so lange auf dieser Insel der merkwürdige Mann lebt, der sie jetzt als Staatsgefangener Europens bewohnt.

Dieser Mann ist Napoleon Bonaparte. In Corsika von adeligen Aeltern geboren, kam er frühzeitig nach Frankreich, wo er zum Soldaten gebildet wurde. Während der Französischen Revolution, die so viel Unheil über

die Welt gebracht hat, erhielt er schon als junger Mann das Ober = Commando in Italien, und zeichnete sich durch so viel Tapferkeit und militairische Geschicklichkeit aus, daß sein Name bald von einem Ende der Welt zum andern mit Ruhm genannt wurde. Er erfocht einen Sieg nach dem andern, und der Glaube, als könne er nie besiegt werden, verbreitete sich immer allgemeiner.

Bonaparte's nie rastender Geist entwarf große, ja man kann sagen ungeheure Pläne, und nur wenigen Sterblichen war das Glück bey der Ausföhrung ihrer Entwürfe so günstig als ihm. Es schien am Ende, als vermöge er alles durchzusetzen, was nur immer in seine Seele kam.

Eine sehr gewagte Expedition nach Egypten gelang ihm nach Wunsch. Glücklich entging er der ihn verfolgenden Englischen Flotte, von dem Brittischen Helden Nelson geführt. Diesem gelang es zwar, die Französische Seemacht bey Abukir zu finden und sie zu vernichten. Aber Bonaparte war mit seinen

Truppen schon gelandet, und bald war E g y p t e n von ihm besiegt und erobert. Unterdeß gingen die Staatsangelegenheiten in Frankreich schlecht; viele wünschten seine Rückkehr, und hofften davon viel Gutes für die Republik. Wirklich bestieg er auch heimlich ein Schiff, das ihn glücklich nach Frankreich brachte, obgleich das Meer, das er zu befahren hatte, von den Engländern nach allen Seiten hin durchkreuzt wurde.

Frankreich jubelte über die Rückkehr des Helden, und es währte nicht lange, so sah derselbe, als erster Consul, die ganze Staatsmacht in seinen Händen. Nicht zufrieden mit der erlangten, und ihm bald darauf auf Lebenszeit übertragenen Würde, ließ er sich nach einiger Zeit zum Kaiser von Frankreich ausrufen, und besaß nun eine Gewalt, die ihn furchtbar machte. Er wandte sie zur Erreichung mancher guten, rühmlichen Zwecke an. Den streitenden Parteyen im Staate, die immerfort alles entzweyten, geboth er Schweigen und Ruhe; mit kräftiger Hand führte er die Zügel der

Regierung, und verstopfte den noch immer rauhenden Schlund der Revolution. Der Bauern- und Bürgerstand erhielt durch ihn so manche Erleichterung und Befreyung von ehemahligen Lasten; die Religions- und Gewissensfreyheit suchte er fester zu begründen; er ließ neue Gesetzbücher ausarbeiten, die sich durch viele Vorzüge empfehlen; manches herrliche Gebäude auführen, und große Straßen anlegen; der eingerissenen Verachtung des äußerlichen Gottesdienstes suchte er Grenzen zu setzen, und traf überhaupt nicht wenige lobenswerthe Staats-Einrichtungen, die ihm auch bey seinen größten Feinden Achtung und Bewunderung erwarben, und seinen Namen auf die späteste Nachwelt bringen werden.

Schade, daß dieser große, in mancher Hinsicht herrliche Mann den Versuchungen nicht zu widerstehen vermochte, in die er von der errungenen Gewalt und von einem Heere elender Schmeichler geführt wurde. Bald genug sank er zu einem unersättlichen Eroberer herab. Nie zufrieden mit der Macht, die er besaß, strebte

er rastlos nach Erweiterung derselben. Jeder Widerstand, der ihm dabey aufstieß, riß ihn zum Unwillen und zu blutigen, verheerenden Kriegen hin. Alles sollte das Schwert entscheiden. Jede Macht, die seine zu weit gehenden Entwürfe nicht gut heißen mochte, war gewiß, von ihm überfallen zu werden. Er that dieß mit außerordentlicher Schnelligkeit, und ohne Schonung des Menschenblutes. So gelang es ihm, in Eile fort zu siegen, und auch seine riesenhaftesten Entwürfe durchzusetzen. Er setzte Könige ab und ein, und verschaffte seinen meisten Verwandten, besonders seinen Brüdern und Schwägern, Kronen und Fürstenthümer. Es schien, als wenn ganz Europa nicht mehr im Stande sey, ihm zu widerstehen, und seiner alle Grenzen der Mäßigung überschreitenden Eroberungssucht Schranken zu setzen. Man besorgte nicht ohne Grund, daß seine wahre Absicht dahin gehe, sich in Europa zur Alleinherrschaft emporzuschwingen. Davor mußte sich Europa mit Recht entfesen. Denn Napoleon schonte — und dieß war einer seiner Hauptfehler —

zu wenig die eigenthümlichen Sitten, Rechte, Gesetze und Gewohnheiten der unterjochten Völker, besonders der Deutschen, und viele seiner Generale und Beamten zeichneten sich in den eroberten Ländern durch Habsucht, Härte, Willkühr und hie und da durch empörende Grausamkeiten aus, und machten Napoleons Herrschaft auch seinen ehemahligen Verehrern und Bewunderern verhaßt. Besonders war dieß in Deutschland und Spanien der Fall. Das letztere Reich suchte Napoleon durch List an sich zu bringen. Aber das Spanische Volk ergrimmete darüber, stand gegen den Französischen Kaiser auf, und diesem gelang es nicht, dasselbe zu unterjochen, wie er bereits so viele Völker ohne große Mühe unterjocht hatte.

Es schien endlich, als wenn jeder Versuch, der Eroberungssucht des Französischen Kaisers durch die Gewalt der Waffen Schranken zu setzen, vergeblich sey. Auch Oestreichs große Anstrengungen im J. 1809 blieben ohne den gewünschten und gehofften Erfolg. Zwar wurde Napoleon von dem Erzherzoge Carl bey

Aspern, in der Nähe von Wien, geschlagen; allein es gelang ihm doch, sich wieder zu sammeln, und die Schlacht bey Wagram zu gewinnen. Dem Kaiser von Oestreich, der nun zwanzig Jahre lang alles aufgebothen hatte, dem Französischen Eroberungsschwindel Einhalt zu thun, schien es nun das gerathenste, den Versuch zu wagen, ob etwa durch eine engere Verbindung mit dem Kaiser der Franzosen auf sein Gemüth zu wirken, und sein grenzenloser Ehrgeiz zu mäßigen sey. Er wies daher Napoleons Wünsche, die Oesterreichische Prinzessin Marie Luise, die älteste Tochter des Kaisers Franz, zur Gemahlinn zu erhalten, nicht ab, und die wirkliche Vermählung des Französischen Machthabers mit dieser aufgeklärten und tugendhaften Fürstentochter ließ hoffen, daß Napoleon, der hiedurch seinem Throne den größten Glanz verschafft und ihn noch mehr befestigt hatte, mit der großen Macht, die er besaß, zufrieden seyn, und seinen Eroberungsplanen endlich einmahl Grenzen setzen würde. Dieser Hoffnung überließ man sich um so mehr,

da ihm von der Kaiserinn Marie Luise ein Thronerbe geboren wurde, dessen Geburt nicht nur in Frankreich, sondern auch anderwärts viele Freude verbreitete. Allein in jener schönen Hoffnung sah man sich bald genug getäuscht.

Napoleons herrsch- und eroberungsfüchtiger Geist rastete nicht. Auch Rußland sollte unterjocht, und dadurch ganz Europa unter Frankreichs Einfluß gebracht werden. Es begann im J. 1812 der ewig merkwürdige Krieg gegen das Russische Reich. Mit ungeheuern Kräften unternahm ihn Napoleon, schlug die Russen mehrmahls, und erreichte mit seiner Armee selbst Moskau. Aber dieses ging in Rauch und Flammen auf, von den Russen selbst angezündet. Dadurch verlor die Französische Armee die gehofften sichern und guten Winterquartiere, und sah sich ohne Obdach, ohne Lebensmittel, und ohne den nöthigen Schutz gegen den heranrückenden Winter.

Napoleon that nun Friedensvorschläge; aber der Kaiser von Rußland, Alexander, verwarf sie. Immer näher rückte der Win-

ter heran, und immer bedenklicher wurde die Lage der Französischen Armee, immer größer die Verlogenheit ihres Kaisers.

Napoleon mußte sich zu einer rückgängigen Bewegung entschließen. Kutusow, der Oberfeldherr der Russischen Armee, folgte ihm auf dem Fuße nach, und drängte ihn sehr. Nirgends war für die nothwendigen Lebensbedürfnisse gesorgt, und die Französischen Soldaten, die gewohnt waren, im Ueberflusse zu schwelgen, litten große Noth. Zu ihrem Unglücke trat auch die Winterkälte früher ein als gewöhnlich. Sie erfroren zu tausenden. Mehrere Gefechte fielen unglücklich für sie aus, und der größte Theil von ihnen wurde theils von Feuer und Schwert, theils durch Hunger, theils durch eine außerordentliche Kälte aufgerieben. Was von ihnen übrig blieb, kam, zerlumpt und ausgehungert, in dem elendesten Zustande in Deutschland an.

Es war, als wenn der Himmel selbst ins Mittel getreten wäre, und der Eroberungswuth eines furchtbaren Machthabers die nöthigen

Grenzen gefest hätte. Von diesem Augenblicke an wich das Glück von einem Manne, den es bisher, wie noch keinen andern Sterblichen, begünstigt hatte. Napoleon suchte zwar eine neue Armee auf die Beine zu bringen, aber bald genug fielen alle seine Bundesgenossen von ihm ab, und ganz Europa stand gegen ihn unter den Waffen.

Oestreich trat zwar als Vermittler auf, und suchte den Kaiser Napoleon zu einem Frieden zu stimmen, durch den die Ruhe Europa's gesichert werden könnte. Da aber die Bemühungen des Oestreichischen Kaisers fruchtlos blieben, so sah auch er sich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, den gegen seinen Schwiegersohn verbündeten Mächten beyzutreten, und den letzten zu bekämpfen.

Unter dem Ober-Commando des Fürsten von Schwarzenberg erfochten die verbündeten Heere bey Leipzig einen vollständigen Sieg über Napoleon, und zwangen ihn zu einer schmachlichen Flucht. Er führte die Reste seiner geschlagenen Armee über den Rhein, such-

te sie zu verstärken, ließ sich durch einige er-  
 rungene Vortheile verblenden, nahm die Frie-  
 densbedingungen, die man ihm zu Chatil-  
 lon machte, nicht an, sondern setzte lieber al-  
 les auf das Spiel, und mußte am Ende sehen,  
 wie die verbündeten Heere Paris eroberten, und  
 dadurch die Herren von Frankreich wurden.

Unter diesen Umständen mußte Kaiser Na-  
 poleon, vor dem einst ganz Europa gezittert  
 hatte, und dessen Macht an Allmacht zu gren-  
 zen schien, sich entschließen, vom Throne zu  
 steigen, und die Kaiserkrone niederzulegen. Er  
 that dieß in einiger Entfernung von Paris,  
 zu Fontainebleau. Man ließ ihm den  
 Kaisertitel, wies ihm die Insel Elba zu sei-  
 nem Aufenthaltsorte an, und sicherte ihm und  
 seiner Familie von Seiten Frankreichs gewisse  
 jährliche Einkünfte zu, die nicht unbedeutend  
 waren. Den Thron von Frankreich, das  
 nun wieder ein Königreich wurde, bestieg bald  
 darauf Ludwig XVIII., der Bruder jenes  
 unglücklichen Königs, Ludwig XVI., der zu  
 Anfange der Französischen Revolution, als Deser

der Volkswuth, auf der Guillotine sein Leben endigen mußte.

Ein Jahr lang befand Napoleon sich auf der Insel Elba. Aber plötzlich verließ er sie im J. 1815, schiffte sich ein, und landete an den Küsten Frankreichs. Das Militair, das er immer so gut bedacht hatte, und das die eingetretene Ruhe nicht ertragen mochte, war ihm noch immer von Herzen zugethan. Viele von den nach Frankreich zurückgekehrten Emigrirten brachten ihre alten Vorurtheile und Ansprüche mit, die sich mit dem Geiste der Zeit nicht mehr vertrugen, und beleidigten dadurch das Volk. Man fing an zu besorgen, daß unter der neuen Regierung alte Mißbräuche und Bedrückungen wiederkehren dürften, und die, die National-Güter gekauft hatten, glaubten sich im Besitze derselben nicht sicher. So kam es denn, daß Napoleon, trotz den mancherley Bedrückungen, die er sich als Kaiser gegen die Französische Nation erlaubt hatte, bey seiner Wiederkehr dennoch nicht jenen Widerstand fand, den man erwartete, sondern vielmehr an vie-

ten Orten mit lautem Jubel aufgenommen wurde. Das gegen ihn beordnete Militair ging, ohne einen Schuß zu thun, zu ihm über; Ludwig XVIII. mußte eiligst Paris und Frankreich verlassen; Napoleon aber zog ohne Schwierigkeit in die Hauptstadt des Reiches ein. Das war aber auch sein letzter Triumph.

Die verbündeten Mächte setzten von neuem große Armeen gegen Kaiser Napoleon in Bewegung, der auch von seiner Seite alles aufboth, ihnen Widerstand zu leisten. Bey Waterloo, unweit Brüssel, in den Niederlanden, kam es zwischen ihm von der einen, und den Helden Wellington und Blücher zu einer blutigen Schlacht, in der er von den Engländern und Preußen völlig geschlagen, und zur Flucht nach Paris gezwungen wurde. Hier endigte sich bald seine ganze Herrlichkeit. Er sah sich gezwungen, die Krone zum zweyten Mahle niederzulegen, und that dieß zu Gunsten seines Sohnes. Aber Ludwig XVIII. kehrte nach Paris zurück, und bestieg von neuem den Thron seiner Väter.

Napoleons Plan ging nun dahin, sich nach Amerika zu flüchten. Er eilte nach Rochefort, wo er am 3ten Juli 1815 ankam, und eine Fregatte bestieg, die ihn nach der neuen Welt bringen sollte. Allein ringsherum durchkreuzten Englische Schiffe die See, und er sah bald ein, daß unter diesen Umständen nicht zu entkommen sey. Er faßte daher den Entschluß, sich freywillig an die Engländer zu ergeben, und hoffte, daß man ihm gestatten würde, seine übrigen Tage in England zuzubringen. Am 15. Juli überlieferte er sich wirklich dem Englischen Admiral Maitland, und dieser segelte mit ihm auf dem Belleophon den Tag darauf nach der Englischen Küste ab.

Die verbündeten Mächte kamen nun darin überein, daß der berühmte Gefangene als Staatsgefangener von ganz Europa zu betrachten, und nach der entfernten Insel St. Helena zu bringen, dort als General zu behandeln, von ihren Commissairen zu beobachten, und die Verwahrung desselben England anzuvertrauen sey.

Napoleon erklärte sich vergebens gegen diesen Beschluß der Mächte. Am 7ten August verließ er den Bellerophon, und bestieg das Schiff Northumberland, das bestimmt war, ihn und seine Begleiter nach St. Helena zu bringen. Nach einer Fahrt von vier und siebenzig Tagen kam er wirklich, am 13ten October, vor dieser Felsen-Insel an, wo er sich nun befindet, und, weit entfernt von Europa, das er so lange beherrschte und ängstigte, entblößt von aller Macht, und getrennt von seiner ganzen Familie, seine übrige Lebenszeit zubringen soll.

Es wird den jungen Lesern dieser Schrift angenehm seyn, die Insel St. Helena, die den merkwürdigsten und berühmtesten Mann unsrer Zeit beherbergt, näher kennen zu lernen, und wir liefern ihnen daher eine kurze Beschreibung derselben.

---

Die Insel St. Helena wurde von den Portugiesen im Jahre 1502 am St. Helenen-

Tage entdeckt, und hat davon ihren Namen erhalten. Die Portugiesen bekümmerten sich indes, ihres dürren Ansehens wegen, nicht weiter um sie, und sie wurde im J. 1600 von den Holländern in Besiz genommen. Die Engländer, die für ihre Ostindien-Fahrer einen Erfrischungsort und Ruheplatz suchten, verdrängten die Holländer von gedachter Insel, und besetzten sie im Jahre 1673.

St. Helena liegt ganz vereinzelt im Atlantischen Weltmeere, beynah in der Mitte zwischen Afrika und Amerika; ungefähr 300 Meilen von der Westküste von Südafrika und 450 Meilen von der Ostküste von Südamerika. Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß sie vor undenklichen Zeiten durch ein unterirdisches Feuer gewaltsam aus der Tiefe des Meeres herausgehoben worden, und so entstanden ist. Als man sie entdeckte, war sie ganz unbewohnt. Sie besteht aus einem hoch über dem Meerespiegel erhabenen Felsenberge, der zackig ausgehöhlt ist, ein wildes Ansehen hat, und kaum zugänglich zu seyn scheint. Er hat

die Gestalt einer Schildkröte, ist zwey und eine halbe Meile lang und anderthalb Meilen breit, und hat einen Umfang von ungefähr sechs Meilen.

Die Insel ist zum Theil nackt, und das Clima auf derselben sehr warm. Doch darf man sich fast nie über unerträgliche Hitze beklagen, theils weil St. Helena hoch liegt, theils weil die immer wehenden Seewinde die Luft fortwährend abkühlen. Man hält das hiesige Clima für sehr gesund. Die Luft ist rein, die Witterung wechselt nicht so schnell ab, als anderwärts, auch herrscht hier mehr Trockenheit und Dürre als Feuchtigkeit, und der Aufenthalt auf dieser Insel ist daher allen lebenden Wesen sehr zuträglich, und für die hieher kommenden Kranken ist sie ein trefflicher Curort, ja ein Paradies. Regen und Gewitter sind auf derselben höchst selten.

Der Boden auf St. Helena ist sehr uneben. Im Grunde ist diese Insel nur ein Felsenberg, der sehr ausgezackt, ausgehöhlt und zerrissen ist, und dessen Rücken oder Oberfläche

größere und kleinere Thäler, mit Bergen oder vielmehr mit Felsenhügeln von mancherley Gestalten eingefast, darstellt. Im Innern derselben findet man ungemein schöne, mahlerische Prospective, und manche Gegend stellt ein kleines irdisches Paradies vor, das den anzennehmsten Aufenthalt darbiethet. Jedes Thal oder Thälchen wird von einem frischen Bergbache durchrieselt, der es tränkt, befeuchtet und verschönert. Dessen ungeachtet ist die Bewässerung für die Fruchtbarkeit der Insel nicht immer hinreichend, und da es hier überhaupt nur selten regnet, so tritt oft eine anhaltende Dürre ein, die nicht selten alle Hoffnungen des Landmannes ganz vereitelt. Diese Dürre und Trockenheit ist die Hauptplage der sonst schönen und fruchtbaren Insel, deren Grund zwar steinig und felsig, aber doch größtentheils mit einer sechs bis zehn Zoll dicken Schicht von fetter Erde bedeckt ist.

Es fehlt der Insel nicht an manchen nützlichen Producten; besonders findet man im Pflanzenreiche manches Schöne und Gute. Bloß neun

bis zehn Arten von Gesträuchen und Bäumen sind hier einheimisch; aber aus fremden Ländern hat man vielerley Pflanzenarten hieher verpflanzt, z. B. verschiedene Europäische und Indische Obstbäume, auch edle Südfruchtbäume, Waldbäume, Palmen u. s. w. Die Pfirsichbäume, die hier so vortrefflich gedeihen würden, sind durch ein ganz kleines Insect, das mit andern Pflänzlingen auf diese Insel gekommen ist, sich erstaunlich vermehrt hat, und seit-her nicht wieder vertilgt werden konnte, bey- nahe gänzlich ausgerottet worden.

Zum Getreidebau ist der Boden auf St. Helena durchaus nicht tauglich, weil die fruchtbare Erde nicht tief genug zum Beckern ist. Auch verhindert die gewöhnliche Dürre das Gedeihen des Getreides, und endlich wäre auch dieses vor den Matten nicht sicher, deren es hier eine ungeheure Menge gibt. Was die Insulaner an Getreide bedürfen, muß eingeführt werden; doch haben sie dafür auch Yamswurzeln, Pataten und Pisangfrüchte. Auch gibt es in den wohlangelegten Gärten eine Menge von

mancherley nützlichen, schönen und dabey wohlriechenden Pflanzarten aus allen Erdtheilen. Selbst Weinstöcke findet man hier, ungemein schöne Blumen, vielerley Zugemüse, Küchenkräuter u. d. m. Der Wiesenwachs ist sehr gut. Ein Theil der Insel liegt noch wüste.

Etwas besser wird die Viehzucht, doch auch bey weitem nicht so, wie sie sollte, betrieben. Es gibt hier Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Federvieh u. d. m. Doch ist das Fleisch selten und theuer, und es kommt daher nicht häufig auf den Tisch. An wildem Geflügel mangelt es eben so wenig, als an Fischen. Reißende Thiere gibt es hier nicht, und nur sehr wenig Ungeziefer.

Die Lebensmittel stehen auf St. Helena in sehr hohen Preisen, und man lebt dort außerordentlich theuer, besonders war dieß immer der Fall während der Zeit, wo die Ostindienfahrer an dieser Insel anlegten, und frische Lebensbedürfnisse einnahmen.

Die Bewohner dieser Insel sind theils Engländer oder eingeborne Abkömmlinge von

Engländern, theils schwarze Sklaven, welche alle Haus- und Felddienste versehen, dabey aber meist gut behandelt werden. Die Zahl aller beläuft sich ungefähr auf dreystausend Seelen. Man sollte glauben, daß diese Insulaner unter ihrem schönen, heitern Himmelsstriche die zufriedensten Menschen auf der Welt seyn müßten; aber dem ist nicht also. Sie sind mit ihrer so glücklichen Lage nicht zufrieden; beynah alle wünschen sich von ihrer schönen Insel wegnach England, wo sie das Paradies zu finden hoffen. Selbst die Eingebornen äußern oft den Wunsch: „Nach Hause zu gehen,“ d. h. nach England zu gehen, wenn dieses schon nicht wirklich ihre Heimath ist; denn sowohl diese, als die neuen Ankömmlinge scheinen ihre Lage auf dieser Insel als einen Zustand der Verbannung aus ihrem altbrittischen Vaterlande zu betrachten.

Die Ankunft der Ostindiensfahrer auf der Rhede dieser Insel verbreitete bisher immer allgemeines Leben und große Fröhlichkeit unter diesen Insulanern, die den größten Theil des

Jahres hindurch einsam, durch Berge, Thäler und Abgründe von einander getrennt, auf ihren Landgütchen oder Gartenhäusern leben. Die Ankunft der Schiffe war immer das Signal, das sie alle in die Stadt hereinlockte, theils um ihren übrigen Vorrath von Landeserzeugnissen und Waaren an die Schiffe abzusetzen, theils um die Ankömmlinge zu bewirthen, und sich mit denselben auf mancherley Weise zu unterhalten. Dieses Vergnügens werden sie nun wohl hinführo entbehren müssen, da die Englische Regierung allen Schiffen das Anlegen an der Insel St. Helena verbiethen zu wollen scheint, um dadurch dem General Napoleon Bonaparte die Möglichkeit zu nehmen, von hier zu entfliehen. Unstreitig würde diese Insel ein sehr angenehmer Aufenthaltsort seyn, wenn sie von größerem Umfange und näher am festen Lande, oder wenigstens von Fremden besuchter wäre.

St. Helena besteht, wie bereits mehrmahls bemerkt worden ist, bloß aus Felsenbergen, an welchen sich die schmalen, in dieselben ausgehauenen Wege hinziehen, die jedoch nur

für Fußgänger und Reiter oder für Lastthiere dienen können, nicht für Fuhrwerke, und aus mehreren, meist kleinen Thälern, in welchen die Landhäuser, etwa siebenzig an der Zahl, liegen. Die Insel ist dabey in ihrem ganzen Umkreise felsicht und unzugänglich, und daher auch von der Natur sehr fest. Landen kann man an derselben nur an der Jakob s = Stadt (James = Town), das nördlich, und in der Sand bay, die südlich liegt.

Die Jakob s Stadt (James = Town) ist der einzige, aus mehrern Häusern bestehende Ort auf der ganzen Insel, nördlich an einer Bay und Rhede gelegen, wo die Schiffe ankern, die hier anlegen, um Erfrischungen einzunehmen, und dabey einen kleinen Handel zu treiben. Um ihnen das Füllen ihrer Wasserfässer zu erleichtern, ist hier eine schöne Wasserleitung angelegt. Die Stadt selbst besteht nur aus einer einzigen, gut gepflasterten Straße von etwa sechzig hübschen, doch nicht regelmäßig gebauten Häusern. Sie liegt am Fuße der kleinen Festung von drey Bastionen, welche den

Zugang zu dieser Insel sichert. Die sogenannte Stadt ist eigentlich nur dann bewohnt, wann Schiffe hier anlegen; die übrige Zeit bringen die Einwohner in ihren Landhäusern zu. Das Haus des Gouverneurs ist ein bequemes, aber wenig ausgezeichnetes oder mit einigen Zierathen versehenes Gebäude. Dasselbe gilt von der Kirche. In dem Thale an der Stadt liegen die Kasernen der Besatzung, das Spital, die Magazine der Ostindischen Compagnie u. s. w. Auf dem Kirchhofe findet man mancherley hübsche Denkmähler. Eine Hauptzierde der Stadt ist eine sehr schöne Allee.

Die Sand bay auf der Südseite der Insel ist die zweyte Stelle, wo das Ufer allein zugänglich ist. Aber auch hier sind Batterien angelegt; auch befindet sich hier ein Militairposten, um den Zugang zu vertheidigen.

Seitdem Napoleon sich auf St. Helena befindet, ist diese Insel noch mehr besetzt worden. Da außerdem rings um dieselbe herum beständig Englische Schiffe kreuzen, und er mit der größten Sorgfalt bewacht wird,

so scheint für ihn alle Hoffnung verschwunden zu seyn, jemahls zu entkommen, und den Boden Europa's wieder zu betreten, wenn nicht Ereignisse ganz besondrer Art ihm seine Befreyung verschaffen, wozu vor der Hand nicht die mindeste Aussicht vorhanden ist.

V.

Naturhistorische Unterhaltungen. \*)

(Fortsetzung).

Wir kommen nun zu der vierten Ordnung der Säugethiere, welche die sogenannten Nagethiere in sich faßt. Sie haben in jeder Kinnlade zwey schräg zugespitzte Vorderzähne, von denen die obern kürzer sind als die untern. Einige Arten haben auch zwey Paar solcher Zähne. An Eckzähnen fehlt es ihnen ganz. Ihre Füße haben drey, vier bis fünf Zehen mit zusammengedrückten, spizigen Krallen, oder platten Nägeln. Die meisten von diesen Thieren halten sich auf der Erde auf; einige graben sich unter derselben künstliche Wohnungen, und lau-

\*) Nach Bechstein.

sen, springen und Klettern geschickt; andere leben von Zeit zu Zeit auch im Wasser, und noch andre wandern aus einer Gegend in die andere. Nimmt man das Stachelthier aus, so ist der Leib der übrigen mit weichen Haaren bedeckt. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln, Rinde, Holz, Früchten, Samen u. d. m. Einige fressen auch Fleisch. Da sie die Keuschheit sehr lieben, so putzen und kämmen sie sich fast beständig.

Es gehören in diese Ordnung folgende Thiere: das Stachelschwein, das verlarvte Stachelschwein, das Meerschweinchen, der Paka, der Arguti, der Uperza, der Kapybara, der gemeine Biber, die Wisamratte, die Sauerratte, die Wanderratte, die Hausmaus, die große Feldmaus, die Brandmaus, die Wasserratte, die kleine Feldmaus, der Lemning, der gemeine Hamster, das Murrelthier, die Zieselmaus, der Siebenschläfer, die große Haselmaus, die kleine Haselmaus, der Asiatische Springer, das gemeine Eichhorn, das Europäische fliegende

Sichhorn, der gemeine Hase, das Kaminchen,  
der Tapeti.

Alle diese Thiere ausführlich zu beschreiben,  
würde zu weit führen. Bloß über die vorzüg-  
lichsten derselben soll Einiges bemerkt werden.

Das Stachelschwein findet man in den  
wärmern Gegenden von Asien, Afrika und Eu-  
ropa. Nimmt man den Kopf aus, so hat es in  
Hinsicht des Körperbaues viel Aehnlichkeit mit  
dem Schweine, und mit demselben auch eine  
Art von leisem Grunzen und Murren. Seine  
Länge beträgt zwey Fuß. Auf dem Nacken und  
dem Halse steht eine aus grauen und weißen  
Borsten zusammengesetzte Mähne, die das Thier  
aufrichten und zurücklegen kann. Der Rücken  
ist mit langen, Federkielen ähnlichen, braunen  
und weißgeringelten Stacheln bedeckt; die übrige  
Theile haben Borstenstacheln; den kurzen  
Schwanz bedecken stumpfe hohle Riele. Dieses  
furchtsame, zahme Thier gräbt sich, wenn es  
in Gesellschaft lebt, unter der Erde einen weit-  
läufigen, mit vielen Kammern, aber nur mit  
Einem Eingange versehenen Bau, in welchem

es am Tage liegt, und den es nur des Nachts verläßt, um seiner Nahrung nachzugehen, die in Wurzeln, Kräutern und Obst besteht. Seine Jungen, deren es zwey bis vier wirft, lassen sich mit leichter Mühe sehr zahm machen. Man erzählte sonst, daß im Zorne seine Stacheln, die es nach allen Richtungen hin zu bewegen vermag, nach seinen Feinden wegzuschießen pflege. Dieß ist jedoch eine Fabel. Wohl aber klappert es, wenn es zornig ist, mit seinen Schwanzstacheln, stampft, ballt sich in eine Kugel zusammen, und fürchtet in diesem Zustande selbst den Löwen nicht. Das Fleisch des Stachelschweines ist eßbar; am Cap der guten Hoffnung wird es geräuchert, und kommt als Leckerbissen selbst auf die vornehmsten Tafeln; seine Stacheln werden zu Pinselstielen gebraucht, und in seiner Gallenblase findet man auch den sogenannten Schweinstein (Lapis porcinus), der schwärzlich ausieht, sehr bitter ist, Geschmack und Farbe dem Wasser mittheilt, worin er liegt, und ehemahls für ein so herrliches Arzneymittel gehalten wurde, daß man

ein Loth davon mit mehrern hundert Thalern bezahlte.

Das Meerſchweinchen hat ſeinen Nahmen davon erhalten, daß es wie ein Ferkelchen grunzt, und von den Holländern aus Braſilien zu uns übers Meer gebracht worden iſt. An Größe und Geſtalt gleicht es einem halb- ausgewachſenen Kaninchen, iſt ungeſchwänzt, hat kurze zugerundete Ohren, und theils weiße, theils orangengelbe mit ſchwarz melirte Haare am Leibe, die hart und auf dem Nacken und Halſe etwas länger ſind als auf dem übrigen Körper. Man hält dieſe ſanftmüthigen und zärtlichen Thierchen in Europa zum Vergnügen, im Sommer in Gärten, im Winter in geheizten Zimmern. Was man den zahmen Kaninchen gibt, freſſen ſie auch, ſitzen dabey aufgerichtet, und trinken ſehr wenig. Man ſieht ſie faſt immer in Bewegung; auch kämmen und pußen ſie ſich ſehr fleißig. Wenn das Weibchen ſchläft, ſo hält das Männchen unterdeß Wache, und ſo auch umgekehrt. Das erſtere wirft eins bis vier Junge, die von dem Männ-

hen oft wieder aufgefressen werden. Sonst glaubte man, aber ganz irrig, daß man, wo sich Meerschweinchen aufhielten, die Matten und Wanzen aus den Häusern wichen.

Ein sehr merkwürdiges Nagethier ist der Biber, der die Größe eines mittelmäßigen Hundes hat, und 60 bis 70 Pfund wiegt. Sonderbar gestaltet ist sein Schwanz, welcher zunächst am Leibe den vierten Theil behaart, weiterhin länglich oval und platt, in der Mitte der Länge nach erhaben und dünnschuppig, von Gestalt aber wie ein auf der Seite liegender Karpfen ist, und einen Fischgeruch und Geschmack hat. In zwey nahe am After liegenden Säckchen sammelt sich aus besondern Drüsen ein gelbliches, zähes und schmieriges, nach dem Austrocknen dunkelbraunes und bröckliches Wesen, das unter dem Nahmen Bibergeil bekannt ist, einen unangenehmen, starken Geruch hat, und als eine sehr wirksame Arzney geschätzt wird. Das beste ist das Russische und Preussische. Drey Biber liefern zusammen ungefähr ein Pfund. Diese Thiere bedienen sich

dieser Fettigkeit wohl, um ihr Haar damit fett zu machen. Das letztere ist am Kopfe struppig und überall von einer glänzend tief kastanienbraunen Farbe; die rostfarbigen und noch mehr die weißen Biber sind selten. Man findet sie in den kalten und gemäßigten Ländern von Europa, Asien und Amerika. Nordamerika ist jetzt ihr Hauptsitz. Sie fliehen die Menschen, oder hören doch unter ihnen auf, in großer Gesellschaft zu leben, und künstliche Wohnungen zu bauen. Die Europäischen Biber sind nur einsame Grubebewohner, welche einen schmußigen, von der Erde abgeriebenen Balg haben, und an den Ufern der Seen und Flüsse, als der Elbe, Oder und Donau leben. Die in Gesellschaft lebenden Biber aber vereinigen sich im Junius und Julius in Truppen von 100 bis 800 an dem Ufer eines Flusses oder Sees, um hier ihre Häuser und Burgen anzulegen. Etwas tiefe Buchten in den Flüssen sind ihnen dazu die bequemsten Plätze. Sie bauen mit bewunderungswürdiger Kunst. Ihre Wohnungen liegen zuweilen einzeln, zuweilen zehn,

zwölf und noch mehrere beysammen. Der Umfang derselben ist oval oder rund, und beträgt bis dreyßig Fuß, so wie die Höhe acht und mehrere Fuß hat. Die meisten haben drey Geschosse, eines unter dem Wasser, das andere mit dem Wasser gleich, das dritte über der Wasserfläche. An jeder Seite sind zwey Zugänge, deren einer vom Ufer, der andere vom Grunde des Wassers aus hineinführt. Solche Wohnungen werden von ganzen Bibergeellschaften gemeinschaftlich verfertigt, wobey ein jeder sein eignes angewiesenes Geschäft hat. Einige fällen Bäume und zernagen sie; andere wälzen die zernagten Stücke in Gestalt von Balken oder Pfeilern nach dem Wasser; ein dritter Theil scharrt Löcher in den Grund; ein vierter rammt die Pfähle ein; ein fünfter schafft Zweige herbey, und verflacht die Pfähle; ein sechster schleppt Erde, Steine und Thon herbey; ein siebenter schafft dieß an eigne Plätze; andere verkleben und vermauern es. Sie scheinen sogar bey ihren Bauen einen obersten Baudirector zu haben, dessen Befehle alle gehorchen müssen,

und hierin den Bienen ähnlich zu seyn. Uebrigens arbeiten sie nur des Nachts; am Tage ruhen sie. Eben so bleiben sie auch den ganzen Herbst und Winter in ihren Hütten. Ihre Nahrung besteht in allerhand zartem Holz, frischen Rinden, Blättern, Knospen, Wasserkräutern, Gräsern u. d. m. Indes fressen sie auch Fische und Krebse. Das Weibchen wirft gegen Anfang des Frühlings zwey bis vier Junge, und erzieht sie allein, während das Männchen ausgeht und frische Nahrung sucht. Am meisten nützt uns der Biber durch sein Fell, mit welchem, als mit einem kostbaren Pelzwerk, ein starker Handel getrieben wird. Den reinen Balg benützt man zu Müssen, Müsen und andern Verbrämungen; die schwarzen werden am meisten geschätzt, und die weißen sind die seltensten. Ein gutes schwarzes Winterbiberfell kostet drey bis vier Ducaten in Gold. Das lange Haar des Bibers wird zu feinen Strümpfen, Tüchern und Handschuhen verarbeitet, das kurze, wollige und seidenartige aber von den Hutmachern zu den sogenannten Castorhüten gesucht. Ein

erwachsener Biber hat anderthalb Pfund Haare, und man bezahlt das Pfund mit drey Ducaten in Gold und noch drüber.

Die Bisamratte ist einen Fuß, und ihr Schwanz neun Zoll lang. Ihre Heimath ist Nordamerika, ihr Haar oben schwarzbraun, am Halse und an der Brust grau, und am Bauche rothbraun, ihre Gestalt aber wie die der Hausratte. Diese Thiere halten sich in Gesellschaft am Wasser auf, und bauen sich Häuser, die wie ein Backofen gestaltet sind, und in denen sie den Winter über wohnen. Im Sommer riechen sie nach Zibeth, der in zwey, in der Gegend des Ufers liegenden Drüsen als eine öhlige Feuchtigkeit abgesondert wird. Ihre Felle werden von den Kürschnern, ihre Haare aber von den Hutmachern verarbeitet. Man stellt ihnen durch Fallen nach, oder tödtet sie in ihren Wohnungen durch Schwefeldampf. Sie suchen gern die Perlenmuscheln auf, fressen die Bewohner derselben, und spucken dann die Perlen aus, die von den Perlenfischern sodann im Sande am Ufer aufgesucht werden.

Die Hausratt e kennt als ein schädliches Hausthier jedermann. Der Schwanz derselben ist länger als ihr Leib. Wahrscheinlich stammt sie aus Amerika, wo sie selbst auf den höchsten Felsengebirgen, und besonders in den Zuckerplantagen in so großer Menge angetroffen wird, daß auf Jamaika bisweilen in einer einzigen Plantage binnen fünf bis sechs Monathen fast 40,000 Stück gefangen werden. In Europa ziehen sie, um gegen Mangel geschützt zu seyn, den Menschen allenthalben nach, und man findet sie selbst in den tiefsten Schächten. Sie fressen Fleisch, Speck, Butter, Käse, Obst, Wurzeln und Knollengewächse u. d. m. Mehlspeisen und Getreide lieben sie ganz vorzüglich, und richten oft auf den Getreideböden in kurzer Zeit großen Schaden an. Auch rauben sie häufig den Tauben und andern kleinen Vögeln ihre Eyer und Jungen, und wagen sich sogar an junge Kaninchen. Ihre Gefräßigkeit ist außerordentlich groß. Werden sie von Hunger geplagt, so zernagen sie Kleider, Leder, Holzgeräthe und was ihnen sonst vorkommt, fallen

Mäuse an, und fressen sogar sich selbst unter einander auf. Im Winter lecken sie gern Schnee, und trinken nur wenig; da sie aber hitziger Natur sind, so ist im Sommer dagegen ihr Durst oft brennend, und man sieht sie zuweilen herdenweise nach dem Wasser wandern, um zu trinken und zu baden. Sie vermehren sich außerordentlich stark, pflegen ihre Jungen mit großer Zärtlichkeit, und vertheidigen sie, wenn sie in Gefahr sind, mit vieler Entschlossenheit. In Sibirien und in mehrern Gegenden Asiens und Amerika's werden diese ekelhaften, höchst lästigen Thiere gegessen, und sie haben schon manchem Seefahrer in Hungersnoth das Leben gerettet.

Die Hausmaus ist jedermann bekannt. Man trifft sie überall in Europa, Asien und Afrika an bewohnten Orten. Sie ist sehr schüchtern, und verläßt ihre Schlupfwinkel nicht eher, als bis sie vom Hunger dazu getrieben wird. Alle genießbaren Sachen, besonders die fetten, sind ihr recht; sie selbst dient den Katzen, Mardern, Igelu, Wieseln und andern

Thieren dieser Art zur Nahrung. Gern zernagt sie Kleider und andere Sachen, und auf den Getreideböden kann sie großen Schaden anrichten; daher wird ihrem Leben überall nachgestellt.

Die Wasserratte ist eine wahre Amphibie; denn man trifft sie nicht nur in Feldern, Gärten und Wäldern, sondern auch, und zwar am meisten, am und im Wasser an. Sie hat ungefähr die Größe der Hausratte, und ist grau und dicht mit Haaren besetzt. Ihre Nahrung besteht in Wurzelgewächsen (daher sie in Gärten ein sehr schädliches Thier ist), in Fischen, Fröschen, Wasser-Insecten u. d. m. In ihrem flüssigen Elemente fängt man sie am besten in Fischeisen.

Der Lemming gehört zu den merkwürdigsten Nagethieren. Er bewohnt die Norwegischen und Lappländischen Gebirge, ist etwas größer als die große Feldmaus, hat einen vorne zugespitzten Kopf, kleine Augen, und kurze, versteckte und hinterwärts stehende Ohren. Sein Körper ist goldgelb, schwarz und weiß ge-

Arkt, und der Schwanz sehr kurz. Diese Thiere leben unter der Erde in großen Gesellschaften dicht beyammen, laufen im Winter unter dem Schnee herum, und machen sich, um Athem zu hohlen, Höhren durch denselben. Ihre Nahrung besteht in Gewächsen, Wurzelwerk u. d. m. Haben sie sich an einem Orte zu stark vermehrt, welches in zehn bis zwanzig Jahren Ein oder zwey Mahl der Fall ist, so wandern sie in großen Schaaren von den Gebirgen nach den Ebenen herab, und ziehen fort; eine geht dann nach der andern so, daß ihr Pfad ein Paar Finger tief, ein oder zwey Viertel breit, auch zu beyden Seiten, auf etliche Ellen von einander, andere dergleichen Pfade sind, die alle schnurgerade vor sich hinlaufen. Bekommt die Mutter unterwegs Junge, so nimmt sie eins ins Maul, und die andern auf den Rücken. Ihr Weg geht von den Gebirgen nach der See. Selten aber kommen sie dahin, sondern werden zerstreut, sterben, oder werden von den Bären, Füchsen, Mardern, Wiesel, Bielfraßen und andern Thieren dieser Art, die ihren Zügen

folgen, gefressen. Den geraden Weg verlassen sie niemahls. Kommt ihnen ein Mensch in den Weg, so versuchen sie, zwischen seinen Beinen durchzukommen, oder setzen sich auf die Hinterfüße. Stößt ihnen ein Heuschaber auf, so graben und fressen sie sich gerade durch. Liegt ein großer Stein im Wege, so umgehen sie ihn in einem halben Birkel, und verfolgen auf der andern Seite ihre gerade Linie wieder. Wenn sie einen See antreffen, so schwimmen sie in gerader Richtung durch denselben. Auch den Wasserfahrzeugen gehen sie nicht aus dem Wege, sondern suchen sich an denselben hinauf zu arbeiten, und werfen sich dann auf der andern Seite wieder hinab. Ja selbst ein brausender Strom schreckt sie nicht ab, ihren geraden Zug fortzusetzen. Sie sind dabey zornig, widersetzen sich mit vieler Wuth, und bellen, wie ein junger Hund.

Der gemeine Hamster lebt in Pohlen, in dem südlichen Sibirien, in der Ukraine und in einigen Gegenden Deutschlands, z. B. im Gothaischen, und vermehrt sich, zum großen

Nachtheile der Felder, auf denen er hauset, außerordentlich stark. Er ist 10 bis 12 Zoll lang; sein Schwanz mißt bloß 2 Zoll, Kopf und Körper sind dick und plump, der Bauch allzeit schwarz; oben und an der Seite ist der Leib gemeinlich fuchsroth mit drey weißen Flecken, seltner ganz schwarz mit weißem Munde und Füßen. Die Kinnladen sind mit einer weiten Haut überzogen, die inwendig an beyden Seiten die ihm so nöthigen und nützlichen Backentaschen bildet. Mittelft dieser trägt der Hamster einen großen Vorrath von Getreide, Hülsenfrüchten u. d. m. in seinen Bau, welcher aus verschiedenen weitläufigen Höhlungen unter der Erde besteht. Es ist nichts Seltenes, daß man in einem Hamsterloche einen Centner der besten Früchte, als Erbsen, Wicken, Gerste, Hafer, Weizen, Roggen, Leinknoten u. d. m. gefunden hat. Und diesen ganzen Vorrath trägt gewöhnlich nur Einer allein ein, da sich mehrere in einem und demselben Bau, wegen ihrer zornigen Naturelles, nicht vertragen können. Das Weibchen wirft des Jahres zwey, auch

drey Mahl sechs bis zwölf Junge auf Ein Mahl. Um stärksten vermehren sie sich in nassen Jahren, wo dann auch die Verwüstung, die sie an Getreide anrichten, am größten ist. Um sie auszurotten, gibt es eigene Hamstergräber, die sie ausgraben und tödten. Ihre Felle werden von den Kirschnern benutzt, sind aber nicht theuer.

Das Murmelthier wohnt in den hohen Alpen Europens und Asiens, und nährt sich von Insecten, Gewächsen und Wurzeln. In Deutschland kommt es im Freyen nur selten vor, aber die Savoyarden ziehen mit diesem Thiere herum, und lassen es für Geld sehen. An Gestalt gleicht es einiger Maßen dem Hasen. Es hat kurze, kaum sichtbare Ohren, einen kurzen Hals, und einen dicken, gedrungenen Leib, der oben röthlich braun, unten gelblich grau und bis 18 Zoll lang ist. Brust, Bauch und Schwanz schleppt es fast auf der Erde. Es ist ein gesellschafftliches Thier, das Familienweise die höchsten, unbewohnten Thäler und die Felsenklippen der höchsten Berge bewohnt. Im Sommer hat jedes Pärchen seine besondere Woh-

nung, im Winter aber beziehen sie alle eine einzige Höhle, welche inwendig sehr glatt gemacht, und mit dürrer Grase bestreut ist, und wie ein Backofen aussieht. Darin liegen die Thierchen, so viel ihrer sind, rings herum, zusammengerollt, eines an dem andern, vom October bis zum April. Im Frühlinge erwachen sie aus ihrer Erstarrung. Die Savoyarden zählen sie, lehren sie allerley possierliche Stellungen, tanzen, an Stecken gehen, den Schornstein hinaufsteigen u. d. m. Sie freffen alsdann alles in aufrechter Stellung, Fleisch, Obst, Brot, Wurzeln und besonders Milch und Butter. Ihr Fleisch wird in der Schweiz mit Kohl gekocht, und auch gebraten gegessen. Es soll wie Schweinefleisch schmecken. Gegen den Winter ist es besonders fett, und gibt artige Schinken. Der Balg ist ein guter Futterpelz, und sowohl aus dem rohen als schwarzgefärbten verfertigt man Muffe und allerhand Gebräme.

Die Z i s e l m a u s findet man nur noch einzeln in Böhmen und Oestreich, häufiger aber in den dürrer, sandigen Gegenden von Pohlen,

Ungarn und dem südlichen Rußland. Es ist ein sehr artiges Thier, das zwischen dem Murmelthiere und dem Hamster in der Mitte steht. Mit jenem hat es Farbe, äußere Gestalt und Sitten gemein, und diesem gleicht es an Größe, innerm Körperbau und Bäckentaschen. Jedes dieser Thiere hat seine eigne, selbst gegrabene Wohnung, scheut das Wasser sehr, und geht bey Regenwetter niemahls aus. Man fängt es daher auch leicht, wenn man Wasser in seine Höhle gießt. Beym Sonnenschein kommt es aus der Höhle, sitzt auf den Hinterfüßen, und spielt mit andern. Es nährt sich von zarten Pflanzen und saftigen, unschmackhaften Pflanzen. Sein Fleisch wird von den Kalmücken gegessen, und die Ungarischen Bauern brauchen das Fell zu Geldbeuteln.

Das gemeine Eichhorn ist ein allgemein bekanntes Thierchen. Man findet dasselbe in dem gemäßigten und nördlichen Europa, Asien und Amerika allenthalben, wo Wälder sind. Es gibt schwarze und fuchsrothe Eichhornchen. Unstreitig gehören sie zu den muntersten,

lebhaftesten, wachsamsten, geschäftigsten und un-  
 terhaltendsten Thieren. Sie sitzen immer auf-  
 recht, und bringen ihre Speisen, die aus Knos-  
 pen, Kernfrüchten und Samen der Bäume be-  
 stehen, mit den Vorderpfoten zum Munde. Im  
 Herbst verscharren sie einen großen Vorrath  
 in die Erde und hohle Bäume. Wo sie in Men-  
 ge sind, thun sie sowohl in Waldungen als Gär-  
 ten, wo ein Paar in einem Tage einen ganzen  
 Wallnußbaum abzuleeren im Stande ist, gro-  
 ßen Schaden. Nüsse und Kerne sind ihre Lieb-  
 lings Speisen; nur Pfirsich- und Aprikosenker-  
 ne sind für sie Gift. Vermittelt ihrer spitzigen  
 Krallen können sie mit der größten Geschwin-  
 digkeit die Bäume besteigen, und vermöge ih-  
 res zöttigen Schwanzes von einem Baume zum  
 andern gleichsam fliegen, auch wenn er zwölf  
 Fuß entfernt ist. Ihre Nester, deren jedes  
 Paar drey bis vier hat, bauen sie sich von dün-  
 nen Reisern, Moos und Blättern, bald in der  
 Mitte, bald im Gipfel des Baumes. Die Oeff-  
 nungen derselben sind immer dem Winde ent-  
 gegen. Werden sie in dem einen gestört, so be-

ziehen sie das andere. Die Jungen lassen sich leicht zähmen, und unterhalten den Liebhaber durch ihr possierliches Betragen. Man legt sie an Kettchen, und stellt sie an solche Orte hin, wo sie durch ihr Nagen nicht schädlich werden können. Ihr Fleisch ist eßbar, und ein Eichhornbraten schmeckt wie eine gebratene Henne; am besten aber schmecken sie mit einer sauern Zwiebelbrühe. Die Bälge der Deutschen Eichhörnchen werden nicht benutzt, wohl aber die grauen Winterbälge der nördlichen. Aus Sibirien kommen die besten. Aus ihren Schwanzhaaren verfertigt man Mahlerpinsel. Diese Thiere sind auch lebendige Wettergläser, und empfinden die stürmische Witterung einen halben Tag vorher. Sie springen alsdann wie rasend herum, und geben verschiedene schmaßende und heßpfeifende Töne von sich. Zu solch' einer Zeit, und überhaupt wenn sie zornig sind, muß man sich vor ihnen in Acht nehmen; denn ihr Biß ist dann giftartig.

Das Europäische fliegende Eichhorn ist so groß als das gemeine Eichhorn.

chen, oben hellperlgrau und unten ganz weiß. Die Ohren sind nackt. Die schlappe Flughaut, welche nicht, wie bey den Fledermäusen, dünn, sondern dick und dicht mit Haaren besetzt ist, geht von der Mitte der Hinterfüße bis zu der Grundfläche der Vorderfüße, und breitet sich wie ein rundes Segel aus. Es kann, wie alle fliegenden Eichhörner, schief herunter weit fliegen, aber nicht in die Höhe und wagerecht. Es lebt einzeln, und schläft am Tage in hohlen Bäumen, wo es sich ein weiches Nest von Moos macht. Seine Nahrung besteht in den Knospen und Räschen der Birken und Erlen, und in den jungen Sprossen und Knospen der Fichten.

Der gemeine Hase ist auf der ganzen Erde verbreitet, allgemein bekannt, und wegen des guten Bratens, den er im Herbst und Winter gibt, sehr geschätzt. Seine Ohren sind länger als der Kopf und an der Spitze schwarz, die Hinterfüße halb so lang als der Körper, der Schwanz kurz und auf der obern Seite schwarz. Die großen Augen stehen stets offen, sogar im

Schlaf. Das Gesicht der Hasen ist schlecht, desto feiner aber ihr Gehör. Ihre Stimme hört man fast nur dann, wenn man sie ver-  
 lezt. Die Berghasen sind größer und schwerer als die Feldhasen, und man hat nicht selten Beispiele, daß einer 16 Pfund wiegt. Diejenigen, welche im Norden hausen, sind im Winter weiß; seltner sind die schwarzen. Gehörnte Hasen sind eine Ausartung. Bekanntlich ist der Hase furchtsam, er entgeht aber seinem größten Feinde, dem Hunde, oft durch Quersprünge und geschickte Wendungen. Vermittelst seiner langen Hinterfüße kann er vorzüglich bergan sehr schnell laufen. Im Laufe steht er oft still, sieht sich aufgerichtet nach seinem Feinde um, und thut beym Stillestehen allezeit mit einem von seinen Hinterfüßen einen Schlag auf die Erde. Packt ihn sein Gegner, so schnickt und schreyt er bloß, ohne sich zu wehren. Seine Nahrung besteht in grünen und reifem Getreide, und an dem Kohl, Kraut und der grünen Saat thut er oft großen Schaden, im Winter auch an den jungen Baum-

stämmen, die er schält. Er vermehrt sich des Jahres etliche Mahl; doch bringt das Weibchen selten mehr als zwey bis drey Junge auf. Man benützt von diesem Thiere das Fleisch und den Balg. In Rußland ißt man das erstere nicht, sondern die Hasen werden nur ihrer Bälge wegen getödtet. Die Haare geben schöne Hüte, gesponnen aber Beinkleider, Mützen, Strümpfe und Zeuge, die man vorzüglich in Frankreich verfertigt. Das Pfund Haare wird hie und da von dem Gutmacher mit einem Gold = Ducaten bezahlt.

Das wilde Kaninchen, der Stammvater des zahmen, ist grau wie ein Hase, und bewohnt das warme und gemäßigte Europa, Asien und Amerika. Es lebt in Gesellschaft, und da, wo es sich sehr vermehrt, wird es zur Landplage, indem es nicht allein durch seine Nahrung, die aus Getreide und Kohlgewächsen besteht, sondern auch und das vorzüglich durch sein Wühlen, da es unzählige Gänge und Höhlen in die Erde gräbt, den Feldern den größten Nachtheil bringt. Vorzüglich gern hält es sich

in sandigen Gegenden auf. Das Fleisch wird für delicat gehalten, und der Balg, so wie das Haar wie vom Hasen benutzt.

Das zahme Kaninchen hält man entweder in Ställen, die, um das Graben zu verhindern, mit starkem Holze ausgeschält und mit Stroh dicht belegt seyn müssen, oder in eignen dazu angelegten Kaninchenbergen, die entweder mit Wasser oder mit einer Mauer umgeben seyn müssen, um das Durchgraben zu verhindern. Man hat sie von allen Farben, weiße mit rothen Augen, blaue, schwarze, rothe, gelbe, braune und bunte. Sie werden so zahm, daß sie auf einen gewissen Ruf aus ihren Höhlen kommen, das Futter aus den Händen bekannter Personen nehmen, und sich streicheln lassen. Doch bey Beleidigungen krähen und beißen sie auch heftig. Man gibt ihnen abwechselnd trocken und grünes Futter, Heu, Hafer Spreu, Kräuter, Kohlblätter und Wurzeln. Sie bringen des Jahrs sechs bis sieben Mahl Junge. Die Mutter lieben diese sehr zärtlich, rupfen sich die Haare aus, und machen ihnen

ein weiches, warmes Nest. Bisweilen werden sie jedoch von dem Männchen, ja selbst von der Mutter aufgefressen. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend, die Bälge dienen zu Pelzwerk, und die Haare werden auch benutzt.

Das Angorische, oder das sogenannte Seidenkaninchen (Seidenhaase), ist das nützlichste unter den zahmen Kaninchen. Es ist etwas größer, hat aber die Gestalt und das Naturell der letzteren, und verträgt unser Klima sehr gut. Sein Fleisch schmeckt zwar ekel süß, kann aber doch gegessen werden. Nutzbarer ist sein Haar, welches das feinste Garn zu Strümpfen, Handschuhen und Zeugen, das vortrefflichste Gewebe mit Spanischer Wolle, Seide und Baumwolle vermischt, und die feinsten Hüte gibt.

---

VI.

A d e l h e i d.

**W**einend und händeringend kam die zehnjäh-  
 rige Adelheid in den Garten, der dicht am  
 älterlichen Hause lag. Frau v. Lilienberg  
 — ihre Mutter — die sie kommen sah, ging ihr  
 traurig entgegen. Was gibt es, meine Toch-  
 ter? rief sie ihr schon von weitem zu. Aber  
 Adelheid konnte nicht antworten; nur wei-  
 nen konnte sie.

Gute Tochter, wiederholte die Mutter,  
 was gibt es? sag' es mir!

Ach! versetzte nun Adelheid, komm' nur  
 schnell, liebe Mutter! Der Arzt ist so eben an-  
 gekommen, und macht ein sehr bedenkliches Ge-  
 sicht. Dem Vater ist's auf Ein Mahl übler  
 geworden. O Gott, wenn wir ihn verlören,  
 den guten, geliebten Vater! — O Mutter! —

Sie konnte nicht weiter reden, sank der Mutter an's Herz, und schluchzte.

Auch Frau v. Lilienberg fühlte sich bey der Nachricht der Tochter im Innersten ergriffen und erschüttert. Schon seit mehrern Wochen lag ihr geliebter Gatte krank danieder. Tag und Nacht pflegte sie seiner mit rührender Sorgfalt, und war so eben in den Garten gegangen, um sich durch den Genuß der reinen, frischen Luft, und durch den Anblick des heitern Himmels zu laben und zu stärken. Aber die traurige Bottschaft der Tochter trieb sie wieder nach dem Hause der Trauer zurück, um dem Kranken liebevollen Beystand zu leisten, und des Arztes Meinung zu vernehmen.

Herr von Lilienberg verdiente es wohl, daß Gattinn und Kind mit so zärtlicher Liebe an ihm hingen, und an seinem Schicksale den lebhaftesten Antheil nahmen. Er war beyden viel. Ein verständiger, edel denkender Mann, ein Vater der Armen und Unglücklichen, und eine feste Stütze allen denen, die Unrecht litten, umfaßte er besonders die Seinigen mit in-

niger Liebe, und erfüllte seine Pflichten gegen sie mit musterhafter Treue. Der Gedanke, einen solchen Gatten und Vater zu verlieren, konnte für Tochter und Mutter nicht anders als schrecklich seyn.

Der Arzt gab wenig Hoffnung, und die Lilienberg'sche Familie versank darüber in tiefe Trauer. Jedermann, der von der Todesgefahr hörte, in welcher der geliebte Kranke schwebte, nahm daran den herzlichsten Antheil, und alles wünschte, daß Gott einen so würdigen, menschenfreundlichen Mann noch nicht von dieser Erde nehmen, sondern ihm noch ein recht langes Leben schenken möchte.

Adelheid erschien mit der Mutter an dem Bette des Vaters. Er war sehr schwach. Sie sank vor dem Bette auf ihre Kniee, ergriff die Hand des geliebten Kranken, benetzte sie mit ihren Thränen, faltete ihre Hände fromm gen Himmel und bethete: Um meinen guten Vater bitt' ich dich, o Gott! Wohl ist es gut, bey dir zu seyn; doch ohne ihn — ach, ohne ihn — — —

Sie konnte nicht weiter. Der Vater sah das in Thränen und Schmerz versunkene Kind, und sein Herz war tief gerührt. Meine Tochter, sprach er, und es traten ihm Thränen ins Auge; meine liebe, liebe Tochter! sey ruhig, und vertraue Gott. Was er thut, ist immer gut. Bethe zu ihm mit dem Erlöser: „Herr, dein Wille geschehe!“ Ruft er mich von dannen —

O nein! nein! schluchzte Adelheid, du sollst uns nicht verlassen; was wären wir ohne dich! Guter, lieber Vater, was wären wir ohne dich!

Mein Kind, stammelte der Vater, mein Leben steht in Gottes Hand. Getrost und ruhig wollen wir ihn walten lassen. Nur unverständige, böse Menschen sind unzufrieden mit dem, was er thut. Du aber warst von jeher so gut, meine Tochter! Du hast mein Herz immer erfreut. Nie hast du mir Verdruß gemacht. So oft ich dich ansah, dankte ich Gott im Stillen, daß er mir ein so liebes, gutes Kind geschenkt habe, und ruft er mich von dannen,

und komm ich dann vor seinen Thron, so werd' ich ihm für dieses Geschenk noch in der Ewigkeit danken! O bleibe, wie du bist, bleibe immer gut und fromm!

Er streckte seine rechte Hand nach ihr aus, und sprach leise: Gute Tochter, Gott sey mit dir; er segne dich!

Udelheid schwamm in Thränen. Die Mutter weinte; es weinten der Arzt und alle Umstehenden.

Die Kräfte des Kranken schienen immer mehr dahin zu schwinden, und selbst der Arzt besorgte, daß seine Auflösung nicht mehr ferne sey. Die Augen schlossen sich, und es hatte den Anschein, als werde er sanft einschlummern, um nie wieder aufzuwachen.

Udelheid war außer sich vor Schmerz. Der Arzt rieth an, sie aus dem Krankenzimmer zu entfernen. Nur auf das dringende Zureden der Mutter ging sie in die angrenzende Stube. An der Thüre wandte sie sich noch nach dem Vater um, und rief weinend aus: „Vater, leb' wohl! Gott helfe dir! verlaß uns nicht!“

Das Gemüth der guten Tochter war voll banger Unruhe; das Zimmer ihr zu enge. Sie eilte nach dem Garten. Aber hier vermehrte sich ihr Kummer und Schmerz um vieles. Alles, was sie um sich erblickte, erinnerte sie an den, den sie so inniglich liebte, und den sie nun für immer zu verlieren, in Gefahr fand. Ach, sprach sie zu sich selbst, wie oft bin ich in diesen Schattengängen mit ihm herumgewandelt, und habe seiner freundlichen Rede gehorcht! — Diesen Kirschbaum hier hat seine Hand gepflanzt, als ich geboren ward. — In dieser Laube hat er mir oft aus Büchern vorgelesen, und mich liebevoll unterrichtet und zum Guten ermahnt. — Dieses Blumenbeet hier hat er mir im vorigen Jahre geschenkt, und sich immer recht herzlich gefreut, wenn ich ihm bisweilen ein Blümchen brachte, das ich gepflanzt und gezogen hatte. — Wie gern saß er auf dieser Rasenbank unter dem herrlichen Apfelbaume, und erzählte von dem Großvater, der ihn einst pflanzte. Wenn die gute Mutter ihm zu der einen, und ich zu der andern Seite saß, und die

Sonne sich hinter jene Gebirge niedersenkte: wie oft rief er uns da heiter zu: „O seht das herrliche Schauspiel! Einst sinken auch wir nieder, nieder in des Grabes Nacht; aber unser Leben geht auch, so wie die Sonne, von neuem wieder auf!“ Als wir mit ihm hier zum letzten Mahl saßen, da sagte er noch: „Wie glücklich fühle ich mich! Gott hat mir auf Erden viel, sehr viel geschenkt, dich, mein gutes, treues Weib, und dich, meine liebe, gute Tochter!“ — Ach, nie, nie werde ich diese Rede vergessen! — Hier war es auch, wo er meinen Blick zuerst auf Gott richtete, und mich ihn verehren und lieben und mich ihm vertrauen lehrte. Hier war es, wo ich von ihm die schönen Worte auswendig lernte:

Wenn dich in dunklen Tagen  
 Scheimer Kummer drückt,  
 Und unter stillen Klagen  
 Dein Auge aufwärts blickt;  
 Wenn dann kein Licht hernieder  
 In deine Seele fällt:

So jage nicht, du Mäder!  
 Dein Gott regiert die Welt.

Ud elheid vergoß bey dieser Erinnerung Thränen; aber die tröstenden Worte des Dichters berührten stärkend ihr Herz, und ein erheiternder Strahl süßer Hoffnung fiel in ihr tief bewegtes Gemüth. Da öffnete sich die Thüre des Gartens, und der Geistliche des Ortes, ein geistvoller und gottvertrauender Mann, trat hinein. Er war gekommen, den auch von ihm verehrten Kranken zu besuchen, und da er ihn schlafend fand und vernahm, die Tochter sey im Garten, begab er sich dahin, um, wenn es nöthig wäre, ihr Trost zuzusprechen und ihre Seele aufzurichten.

Als Ud elheid den würdigen Mann erblickte, der ein trauer Freund des kranken Vaters war, und ihn fast täglich besucht hatte, erneuerte sich ihr Schmerz; weinend trat sie ihm entgegen, und bewillkommte ihn mit Thränen. Aber er faßte ihre Hand, und sprach Wor-

te der Theilnahme und des Trostes an ihr Herz.

Doch Adelheid weinte und trauerte fort. Da fragte sie der Geistliche: ob sie wohl jemahls ihre Pflichten gegen den Vater verlegt, ihn durch Leichtsin, Ungehorsam, Eigensinn, Unwahrheit, Undankbarkeit, Trägheit oder durch irgend einen andern Fehler gekränkt, und dadurch sein Leben verbittert und verkürzt habe?

Adelheiden kam diese Frage unerwartet. Sie schien nachzusinnen. Nach einer Weile aber sprach sie: Mit Wissen und Vorsatz glaube ich den Vater nie beleidigt und gekränkt zu haben. Ach, er hat ja immer unendlich viel an mir gethan; ihm hatte ich ja alles zu verdanken; daher ehrte und liebte ich ihn auch immer von ganzem Herzen; wie hätte ich ihn jemahls vorsätzlich kränken und ihm Schmerz verursachen können! So etwas kann sich nur ein ausgeartetes, böses Kind erlauben. Nein, mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe. Auch hat der gute Vater noch vor einer Stunde versichert, daß er mit mir immer zufrieden gewe-

fen sey. Ach, nie, nie werde ich diese seine Worte vergessen; sie haben mich tief gerührt und erfreut! —

Wohlan denn, versetzte der Geistliche, so sey ruhig, Adelheid, und vertraue Gott! Wenn dieser treue Aeltern aus dem Kreise ihrer Kinder ruft, so ist für die letzteren wohl nichts schmerzlicher als das Bewußtseyn, daß sie, so lange jene lebten, ihre Pflichten gegen sie nicht treulich erfüllt, sondern sie vielleicht auf mancherley Weise gekränkt und ihnen ihr Leben verkürzt haben, von der andern Seite aber auch nichts erfreulicher, als wenn sie zu sich sagen können, daß sie stets gute, dankbare Kinder und den Aeltern ganz das gewesen sind, was sie ihnen, dem Willen Gottes gemäß, seyn sollten. Fasse dich, liebe Adelheid! Wenn es da (auf das Herz deutend) gut bestellt ist, so kann das Auge und Gemüth getrost dorthin (nach dem Himmel weisend) blicken. Er, der mit wundervoller Macht die Sonne und alle Gestirne leitet, und das große, ungeheure Weltgebäude aufrecht und in schönster Ordnung zu erhalten

vermag, der vermag wohl auch die schwache Lebensflamme, die schon zu erlösch'n droht, wieder anzufachen, und da die Kraft zu erneuern, wo schon des Todes Arm zu walten scheint.

Vermag er das? rief die Tochter freudestrunken aus; o vermag er das?

Gewiß! versetzte der Geistliche; unmöglich ist kein Ding bey ihm.

O dann rettet er den guten Vater! fuhr Adelheid fort, und schien in einen Zustand von Entzückung zu gerathen. Immer hab' ich gehört, der Herr errette die, die ihn lieb haben und Gutes thun! Und mein Vater — o er hatte ja Gott immer herzlich lieb, und was er that, war lauter Gutes!

Bey diesen Worten trat auch die Mutter mit ausgeweinten Augen in den Garten. Er schlummert sanft, sprach sie, und es scheint, als stärke ihn der Schlaf; der Arzt will ein sichtbares Zunehmen der Kräfte bemerken, und tröstet uns mit neuen Hoffnungen.

Als Adelheid diese Worte vernahm, stürzten ihr Freudenthränen aus den Augen.

Sie fiel der Mutter ans Herz und rief: Mutter, oft hat der Vater zu mir gesagt: „Gott ist die Liebe, und hilft oft da, wo schon alle Hülfe unmöglich scheint!“ Das werden auch wir jetzt erfahren! gewiß wir erfahren es; ein liebevoller Gott wird auch jetzt einen liebevollen Vater retten!

O daß du wahr redetest! versetzte die Mutter, blickte gerührt gen Himmel, und bethete im Stillen zu dem, in dessen Händen aller Schicksal steht, daß er der Gattinn den geliebten Gatten, der Tochter den geliebten Vater erhalten, und den Kranken noch nicht einen Raub des Todes werden lassen möge!

Und der Allgütige neigte sein Ohr dem Flehen einer treuen Gattinn und dem Gebethe eines unschuldigen, hoffnungsvollen Kindes, und erfüllte gnädig die heißen Wünsche ihres Herzens. Mehrere Stunden lang währte des Kranken Schlummer, und wirkte wohlthätig auf ihn. Als er erwachte, fühlte er sich neugestärkt; es war ihm, als wenn von oben herab neues Leben in seinen Körper geströmt wäre; heiter

Blickte er nach den Seinigen, reichte ihnen die Hand, und sprach: „Es ist mir, als wenn der Himmel mich noch länger bey euch lassen wolle; ich fühle mich kräftiger und wohler, und wunderbar kommt mir mein Zustand vor!“

Mutter und Tochter vergossen bey diesen Worten heiße Thränen. Aber es waren Thränen der Freude und süßer Hoffnung. Alle, die den Kranken lieb hatten und ehrten — und ihre Anzahl war sehr groß — waren hoch erfreut, als sie vernahmen, er sey auf dem Wege der Besserung, und ihre Gebethe für seine völlige Wiedergenesung stiegen nun — durch die Hoffnung belebt — freudiger zum Himmel empor.

Nach einem Monathe war Lilienberg außer aller Gefahr, und drey Wochen später wurde in seinem Hause das Genesungsfest gefeyert. Es ging für ihn ein neues Leben an. Gattinn und Tochter verdoppelten ihre Liebe gegen ihn, er die seinige gegen sie. Adelheid besuchte oft den Platz, auf welchem der würdige Religionslehrer ihr Trost zugesprochen, ihren Blick nach oben hin gerichtet, und ihre

Hoffnung belebt hatte. Auch wiederholte sie  
öfters die trostvollen Worte:

Wenn dich in dunkeln Tagen  
Geheimer Kummer drückt,  
Und unter stillen Klagen  
Dein Auge aufwärts blickt;  
Wenn dann kein Licht hernieder  
In deine Seele fällt:  
So sage nicht, du Müder!  
Denn Gott regiert die Welt.

VII.

Technologische Unterhaltungen.

(Fortsetzung).

Bereitung des Porzellans.

Die Bereitung des kostbarsten und schönsten aller Erzeugnisse der Töpferkunst, des Porzellans oder Porzellaines, ist von großer Wichtigkeit, und verdient, daß man sich davon eine richtige Vorstellung erwerbe. — Wahrscheinlich hat das Porzellan seinen Namen von einer Art Conchylien, die schon längst vor der Erfindung dieses Geschirres in Europa Porzellanschnecken genannt wurden. Auffallend ist die äußere Aehnlichkeit dieser Conchylien mit dem Porzellan. Schon in den ältesten Zeiten verstanden die Japaner und Chinesen die

Kunst, dasjenige Schmelzwerk zu verfertigen, das wir noch jetzt unter diesem Nahmen durch den Handel aus ihren Ländern erhalten. Erst im Jahre 1474 bekam man, durch den Venezianischen Gesandten am Persischen Hofe, Barbaro, in Europa Nachricht von diesem ausländischen Kunstproducte. Einige Zeit nachher fingen die Portugiesen an, nach Ostindien zu handeln, und brachten unter andern auch Chinesisches oder Japanisches Porzellan mit, welches als Seltenheit sehr gesucht wurde. In Europa fiel niemand darauf, es nachzumachen. Erst zu Anfang des verfloffenen Jahrhunderts erfand ein Deutscher die wichtige Kunst, Porzellan zu verfertigen. Es war dieß Johann Friedrich Böttcher, aus Schleiz, im Voigtlande. Dieser lernte zu Berlin die Apothekerkunst, entfernte sich aber 1701 von da, weil man ihn in den Verdacht des Goldmachens gebracht hatte, und ging nach Sachsen. Auch hier erfuhr man von jener vorgeblichen Kunst, und hielt ihn an, eine Probe zu machen. Er versuchte es, und erfand in dieser Verlegenheit

die Kunst, Porzellan zu bereiten. Das erste, was er zu Stande brachte, sah roth aus, und war aus einem braunen, in der Nähe von Meissen befindlichen Thone bereitet. Im J. 1709 fing man an, weißes Porzellan in Sachsen zu verfertigen, und ein Jahr darauf wurde die berühmte Fabrik in Meissen angelegt, die noch jetzt blüht. Böttcher, der Erfinder einer so wichtigen Sache, ward in den Freyherrnstand erhoben, und starb im J. 1719.

Ganz Europa lenkte seine Aufmerksamkeit auf diese berühmte Erfindung eines Sachsen-Holländer, Engländer und Franzosen bothen alle Mittel auf, Porzellan machen zu lernen, und ließen sogar Materialien aus China kommen. Indes blieben ihre Bemühungen vergeblich; Sachsen wachte mit Eifersucht über die Geheimhaltung der so wichtigen Kunst, und verboth bey Lebensstrafe die Ausfuhr des Porzellan-Thons. Dessen ungeachtet blieb die Erfindung kein Geheimniß. Schon zwanzig oder dreißig Jahre hernach wurde in Wien eine Porzellan-Fabrik angelegt, die nach und nach viele

Verbesserungen erhielt, und jetzt einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, daß sie zu den ersten Fabriken dieser Art in Europa gehört. Späterhin kamen zu Fürstenberg, im Wolfenbüttelschen, in Berlin, zu Frankenthal, in der Pfalz, in Baaden und an andern Orten Deutschlands Porzellan-Fabriken zu Stande, unter denen vorzüglich die Berliner mit der zu Meissen wetteifert. Auch die Franzosen, Engländer, Holländer und Italiäner kamen nach und nach der Porzellan-Bereitung auf die Spur; allein ihre Waare kommt dem echten Deutschen Porzellaine nicht gleich.

Von einem echten Porzellan fordert man alle guten Eigenschaften des Glases, nur die Durchsichtigkeit ausgenommen. Das vollkommenste Product der Porzellanmacherskunst muß im heftigsten Ofenfeuer unschmelzbar, und bey dem plößlichsten Uebergange von der stärksten Hitze zu der heftigsten Kälte unveränderlich bleiben; es muß am Stahle Funken geben, an Feinheit, Dichte und Glätte auf dem Bruche dem Email gleichen, beym Zerschlagen rein und

glockenartig klingen, auf der Oberfläche rein, glatt und glänzend, von blendender Weiße und dabey so halbdurchsichtig seyn, daß es weder dem Glase auf der einen, noch dem Opal auf der andern Seite gleicht. Endlich darf sich auch die Glasur des vollkommensten Porzellains von der eigentlichen Masse durch nichts, als durch größere Glätte unterscheiden.

Die Bestandtheile des Porzellans oder die Materialien, die zur Verfertigung desselben dienen sollen, müssen die Eigenschaft besitzen, daß sie beym Brennen in den ersten Anfang der Verglasung übergehen. Hierauf beruht das Wesentliche der ganzen Kunst. Es können übrigens mehrere Mineralien zur Verfertigung des Porzellans dienen, und die verschiedenen Arten dieses Kunstproductes sind auch wirklich in ihren Bestandtheilen verschieden. Der reinste, magere Thon, der sich im Feuer ganz weiß brennen läßt, macht indeß den Hauptbestandtheil oder die Grundlage der Porzellanmasse aus. Die Chineser bedienen sich zu ihrem Porzellan zwey verschiedener Hauptstoffe, des

Kaolin und der Pe-tun-tse. Ersteres ist die unter dem Nahmen Porzellanthon oder Porzellanerde auch in Europa sich vorfindende Thongattung, die, wenigstens größtentheils, aus verwittertem Feldspathe entstanden ist. Sie zeigt einen verschiedenen Gehalt; doch entdeckt man darin gewöhnlich ungefähr  $\frac{3}{4}$  Kieselerde und  $\frac{1}{4}$  Thonerde. Die Farbe ist weißlich, in allerhand andere blasse Farben übergehend; der Zusammenhang verschieden; sie läßt sich sanft anfühlen und ist mager. Dergleichen Thon schmilzt im heftigsten Feuer nicht. Außer demselben nimmt man zum Porzellan — wenigstens in Europa — noch einen Quarz oder Kiessand. Da dieser gleichfalls unschmelzbar ist, so wird beyderley Bestandtheilen etwas Gyps zugesetzt. Die Quantität des letztern muß vorsichtig und mit größter Sorgfalt bestimmt werden; denn ist sie zu groß, so verursacht der Gyps die völlige Verglasung der Masse. Kalk würde zwar auch den ersten Anfang der Verglasung bewirken, aber zugleich die Masse bläulich machen.

In einem Lande, wo eine Porzellan-Fabrik angelegt werden soll, müssen die nöthigen Materialien vorhanden seyn. Sachsen erhält den Thon für seine Fabrik zu Meissen aus dem Erzgebirge, wo sich bey dem Bergstädtchen Aue ein ganzes Flöß dieses Thons befindet. Auch unweit Schneeberg wird Porzellanthon gegraben. Im Saalkreise des Herzogthums Magdeburg findet man ihn bey Gimris und Benstädt, in Schlesien bey Giehren, Streblov, Teichenau und Tarnowiß, Die Wiener Porzellan-Fabrik bezieht diesen Thon aus der Gegend um Passau; sonst trifft man ihn auch in Böhmen, in Bayern, in der Pfalz und in mehrern Provinzen Deutschlands, so wie in Frankreich.

Das Verfahren bey Verfertigung des Porzellans besteht, so viel man weiß, darin: Zuerst wird der gestoßene Quarz oder Kieessand geröstet, in Wasser abgelöscht, auf der Mühle gepocht, gemahlen und durch ein feines seidenes Sieb geschlagen. Auch den Gyps stößt man zu Pulver, brennt ihn in einem kupfernen Kessel,

und siebt ihn so fein als möglich. Hierauf wird der Gypsstaub mit dem Quarzpulver vermischt, woraus die sogenannte Fritte entsteht. Diese verbindet man mit dem sehr sorgfältig geschlämmten Porzellanthon, woraus die Porzellanmasse entsteht. Sie bleibt, mit Regenwasser zu einem Teige gearbeitet, so lange stehen, bis sie einen unangenehmen Geruch und eine graue Farbe angenommen hat. Gemeiniglich pflegt man der Fritte noch zerstoßene Scherben von zerbrochenem Porzellan zuzusetzen. Die Verhältnisse der Theile sind höchst wahrscheinlich nicht in allen Fabriken gleich, und darauf, wie auf der verschiedenen Reinheit der rohen Materialien und Bearbeitung beruht unstreitig die Verschiedenheit des Porzellanes selbst. Aus der gehörig zubereiteten Masse werden nun die gewöhnlichen Gefäße, z. B. Tassen, Teller, Schüsseln, Kannen u. s. w. auf der Scheibe gedreht; aber Figuren und andere Bildwerke drückt man stückweise in Formen ab, setzt sie dann sorgfältig zusammen, und arbeitet das Ganze mit eisernen Werkzeugen, mit Schwamm und Pin-

sel aus. Die gedrehten Stücke werden nach ei-  
 nem gewissen Grade der Abtrocknung in For-  
 men gedrückt, um alle Arbeiten von einerley  
 Art völlig gleichförmig zu machen, und dann  
 auf der Drehselscheibe nochmahls mit scharfen  
 stählernen Werkzeugen abgedreht. Alle Arbeit-  
 en kommen sodann, in Kapseln von Porzellan-  
 masse gesetzt, in einen Brennofen, worin man  
 ihnen einen gewissen Grad von Festigkeit er-  
 theilt; sodann trägt man die Glasur auf, wel-  
 che aus Quarz, Porzellanscherben und calcinir-  
 ten Gypskrystallen besteht, und vom Gypse et-  
 was mehr erhält, als die Porzellanmasse selbst.  
 Die feinerriebene Glasurmasse wird mit Was-  
 ser verdünnt, und darin taucht man die Por-  
 zellanstücke schnell eines nach dem andern ein,  
 und bringt sie zuletzt wieder in Kapseln in den-  
 jenigen Brennofen, worin sie ihre völlige Fe-  
 stigkeit und Ausbildung erhalten. Die Einrich-  
 tung des Ofens wird in den Deutschen Fabri-  
 ken für das größte Geheimniß angesehen. Gut  
 ausgetrocknetes Holz, aber auch Steinkohlen  
 werden als Feuerungs- Materialien gebraucht;  
 von den letzteren nimmt jedoch das Porzellan

leicht eine schmutzige Farbe an. Nach Beendigung des Brennens nimmt man die Stücke heraus, schleift auf einer Schleifmühle den angebackenen Sand vom Fuße ab, und bemahlt diejenigen Stücke, welche nicht weiß bleiben sollen. Die Farben, deren sich die Porzellanmahler bedienen, bestehen in metallischen Kalten, die mit einem leichtflüssigen, nicht färbenden Glase zusammengeschmolzen, fein zerrieben und gesiebt werden. Um sie mit dem Pinsel auftragen zu können, reibt man sie mit Spicköhl, Lavendelöhl, mit Terpentin, oder auch bloß mit Gummi. Wenn die Stücke bemahlt und so getrocknet sind, daß das Dehl oder Gummi verfliegen konnte, so wird es nochmahls in Kapseln oder Muffeln einem solchen Grade von Hitze ausgesetzt, als hinreichend ist, Glas in Fluß zu bringen. Nicht alle Stücke gerathen gleich gut im Brande; daher sortirt man das fertige Glas nach dem Grade seiner Vollkommenheit, und verkauft es hienach zu verschiedenen Preisen. Das ganz mißrathene wird in Stücke zerschlagen, und die zerriebenen Scherben wiederum zur Masse angewendet.

---

VIII.

C h a r a d e.

(Von Seiff).

Ein zweysylbiges Wort.

**S**chöner Ort, den uns das Ganze nennet,  
Verschwenderisch begabt von der Natur!  
An deiner Sonne mildem Strahl entbrennet  
Das Leben rings auf der geschmückten Flur.

Nicht leicht fürwahr ist irgendwo zu finden,  
Was uns der Sylben Z w e y t e sagt,  
Wo sich der E r s t e n schönre Kränze winden,  
Und heiterer der blaue Aether lacht.

(Quyn) 22

---

# I n h a l t.

---

Seite.

- I. Nückerinnerungen an eine Reise von Schnepfenthal nach Ungarn; gemacht von dem Herausgeber dieser Jugendbibliothek. (Beschluß). . . . . 1  
Wien. — Preßburg. Straß = Somerein. — Reise nach der Vaterstadt. — Rückreise nach Wien.
- II. Einige Aussprüche des weisen Sirach . . . . . 84
- III. Georg Faltner . . . . . 110
- IV. Die Insel St. Helena und Napoleon Bonaparte . . . . . 137
- V. Naturhistorische Unterhaltungen . . . . . 162  
Das Stachelschwein. — Das Meer-  
schweinchen. — Der Biber. — Die Bi-  
samratte. — Die Hausratte. — Die Haus-

m aus. — Die Wasserratte. — Der Lem-  
 ning. — Der gemeine Hamster. — Das  
 Murmelthier. — Die Zieselmaus. — Das  
 gemeine Eichhorn. — Das Europäische  
 fliegende Eichhorn. — Der gemeine Hase.  
 — Das wilde Kaninchen. — Das zahme  
 Kaninchen. — Das Angorische Kanin-  
 chen.

VI. Adelheid . . . . .	188
VII. Technologische Unterhaltungen . . . . .	202
Bereitung des Porzellanes.	
VIII. Charade . . . . .	212

---







